

Münchner Feuilleton

KULTUR · KRITIK · KONTROVERSE

APRIL · NR. 84 · 6.4.2019 – 3.5.2019 · www.muenchner-feuilleton.de

Ode an die FREIHEIT

Kein Wort klingt verheißungsvoller und keines wird schlimmer verschlissen als »Freiheit«. Denn nichts ist komplizierter und anstrengender als ein Konzept, das zuerst höchste Disziplin von jedem Einzelnen verlangt, bevor sie möglich wird.

HORST KONIETZNY

Kaum ein Wort, das sofort eine so positive Wirkung hat wie »Freiheit«. Ein Container für all die Sehnsüchte, mit denen wir unseren Alltag würzen: Wir sind Cowboys, die dem Sonnenuntergang entgegenreiten, eine steife Brise um die Ohren, feinen Sand zwischen den Zähnen und das Lachen der Kojoten im Herzen... Bilder, die uns Erlösung von der Erdschwere bringen sollen. Denn über den Wolken muss die Freiheit ja grenzenlos sein. Aber über den Wolken drängeln sich die Freizeittflieger. Und der Cowboy stirbt am Lungenkrebs. Doch davon wollen wir nichts wissen. Wir glauben an das Konzept der Freiheit, seit die Aufklärung uns das Versprechen gegeben hat, uns aus selbstgewählter Unmündigkeit zu befreien. Ein Konzept, ohne das man sich keine Demokratie vorstellen kann – und keine Zigarettenwerbung. Das Bild der Freiheit tragen wir an unserer Brust wie ein liebgewordenes Medaillon, ohne weiter darüber nachzudenken, dass sich Freiheit nicht konservieren lässt, dass man sie immer wieder aufs Neue verteidigen muss und dass sie vor allem verhandelt werden muss. Denn die Freiheit des Einen ist die Unfreiheit des Anderen.

Dafür braucht es ein Gespür. Sensibilität und Respekt. Offenheit und guten Willen. Eigenschaften, die uns Menschen nicht naturgegeben zu Eigen sind. Daher braucht es die

Regelwerke der Freiheit. Doch da gehen die Probleme los. Denn dank seiner Wirkmacht ist der Begriff der Freiheit ein begehrtes Gut im Wettstreit der Systeme. Als der freie Westen sich mit der Abwicklung der diversen kommunistischen Regime als Sieger gerierte und die Entfesselung der »freien Märkte« vorantrieb, entstand ein Dogma, das mit dem Label des Neoliberalismus zu einem Global Player mutierte, der seine hässliche Fratze unter einem sphynxhaften Lächeln versteckt. Du bist frei, sagt dieses Lächeln, jetzt mach' was draus.

Und so ziehen wir befreiten Unternehmer unserer selbst in all unseren App-gesteuerten Start-ups, ultrakreativen Zwischenlösungen und effizienzgetrimmten Freiräumen los, das Glück zu suchen – und lernen doch das Fürchten. Die »Furcht vor der Freiheit« ist ein Buch von Erich Fromm, das schon 1941 veröffentlicht wurde und Tendenzen aufzeigte, die auch heute nicht zu übersehen sind: die Flucht in die Autoritätshörigkeit, in die Destruktion und in die Anpasstheit.

Wir sind Kreaturen, die die Grundlagen ihrer Existenz zerstören, weil wir vor der Komplexität von Sachverhalten kapitulieren. Weil wir unsere Verantwortung nicht sehen wollen für die Dinge, die sich jenseits unserer gepflegten Hecke aus Dummheit und Igno-

ranz zutragen. Beim Thema Migration ist von Freiheit, Gleichheit oder gar Brüderlichkeit keine Rede mehr, wenn wir Menschen als Bedrohung unserer Freiheitsprivilegien stigmatisieren, weil sie sich anmaßen, frei sein zu wollen. Freiheit ist kein Privilegium, meinte Rosa Luxemburg, als sie ihren schönen Satz formulierte: »Freiheit ist immer die Freiheit der Andersdenkenden.« Doch wir machen daraus: Freiheit ist immer die Freiheit des Stärkeren. Also machen wir es so wie alle. Wir passen uns an die allgemeinen Gepflogenheiten an und lassen uns treiben mit einer Melancholie im Herzen, wie die Maus in Kafkas kleiner Fabel: »»Ach«, sagte die Maus, »die Welt wird enger mit jedem Tag. Zuerst war sie so breit, dass ich Angst hatte, ich lief weiter und war glücklich, dass ich endlich rechts und links in der Ferne Mauern sah, aber diese langen Mauern eilen so schnell aufeinander zu, dass ich schon im letzten Zimmer bin, und dort im Winkel steht die Falle, in die ich laufe.« – »Du musst nur die Laufrichtung ändern«, sagte die Katze, und fraß sie.«

Natürlich muss das alles nicht so ausgehen. Denn wir sind ja mit Kant noch frei, von unserer »Vernunft in allen Stücken öffentlichen Gebrauch zu machen«. Also weg mit dem Trübsinn und hinein in die real existierenden Freiräume! Hinein in ein freies

Europa, das die Chance hat, ein Zeitalter von Abgrenzung und Zerstörung hinter sich zu lassen. Hinein in Arbeitsverhältnisse, die Zeit zum Leben lassen. Hinein in ein freies Spiel der Geschlechter, das bunt, tolerant und liebenswert ist. Und so weiter und so fort. Da kann schon was gehen. Vorausgesetzt, wir bleiben auf Kurs und lassen uns nicht einfangen von den allgegenwärtigen Freiheitssurrogaten, die so leicht zu haben sind. Lasst uns also gemeinsam nach der echten Freiheit streben, sie erörtern und besingen. Wie formulierte es Heinrich Heine schon so schön und treffend: »Der Knecht singt gern ein Freiheitslied des Abends in der Schänke. Das hebt die Verdauungskraft und würzt die Getränke.« ||

Horst Konietzny ist Co-Kurator der Reihe »Born to be free. Gefährdungen der Freiheit im 21. Jahrhundert«, die bis Juni in der Evangelischen Stadtakademie und im Bayernforum der Friedrich-Ebert-Stiftung stattfindet. Nächste Termine: 8.4.: **Timo Daum: Das Kapital sind wir. Zur Kritik der digitalen Ökonomie** | 2.5.: **Berthold Seliger und Werner Reuss: Wie bildet sich Freiheit? Auftrag und Realität öffentlich-rechtlicher Medien** | www.evstadakademie.de

IMPRESSUM SEITE 31



MÜNCHNER
FEUILLETON
Breisacher Str. 4
81667 München
T.: 089 48920971

SPOT SEITE 2–3

»Jede Wahl sollte eine Stabilisierung des Systems sein« Nicht nur darüber sind sich Maria Noichl (SPD) und Ulrike Müller (Freie Wähler) mit Blick auf die Europawahl einig.

DESIGN / ARCHITEKTUR SEITE 17–20

Wenn die SPD Visionen hat ... kann es zu Phänomenen wie der Neuen Heimat kommen, die 30 Jahre lang Wohnraum für Massen geschaffen hat.

BÜHNE SEITE 11–15

Gewaltig schön
Das Bühnenleben im April erzählt vom Höllenritt von zerstörten Träumen, Gruppendynamik und bunten Seifenblasen.

LITERATUR SEITE 17–21

Erinnerung und Fiktion
Die New Yorker Autorin Siri Hustvedt stellt ihren neuen Roman und einen Essayband zu drängenden geschlechtspolitischen Fragen vor.

FILM SEITE 22–26

Der nächste Schritt
Festivaldirektorin Diana Iljine und der neue künstlerische Leiter Christoph Gröner sprechen über die Zukunft des Filmfest München.

MUSIK SEITE 27–31

Von Benin bis Argentinien
Die Musik der Welt hat in München einen schweren Stand. Veranstaltungsorte wie die Muffathalle gehen offensiv dagegen an.

Schon abonniert? www.muenchner-feuilleton.de

»Jede Wahl sollte eine Stabilisierung des Systems sein«

ULRIKE MÜLLER,

geboren 1967

Landwirtschaftliche Hauswirtschafterin

Bergbäuerin im Landkreis Oberallgäu

1996–2008 Gemeinderätin in Missen-Wilhams

seit 1996 Mitglied im Kreistag Oberallgäu

2008–2014 Landtagsabgeordnete

seit 2014 stv. Landesvorsitzende Freie Wähler Bayern

seit 2014 Abgeordnete des Europäischen Parlaments

seit 2014 Vizepräsidentin der Europäischen Demokratischen Partei

Spitzenkandidatin Freie Wähler Europawahl 2019

Frau Müller, im Allgäu hat man eine historisch eigenständige und selbstbewusste Tradition, wie in vielen anderen Regionen. Wie erklären Sie hier, was Europa ist und warum die bisherige Entwicklung wichtig und richtig ist?

Rund 80 Prozent der Richtlinien, Verordnungen und Gesetze, die jeden Bürger direkt betreffen, kommen gegenwärtig aus Europa. Und wenn dabei der Blick der Regionen berücksichtigt sein soll, ist es wichtig, dass man regionale Vertreter in die europäischen Institutionen entsendet. Und wir müssen vor Ort immer wieder in Erinnerung bringen, dass Europa eine Wertegemeinschaft darstellt, die nicht verloren gehen darf.

Für die Bürger, die aus Europa kein Heimatgefühl ableiten konnten, gab es dann immer so beschwichtigende Slogans wie »Europa der Regionen« und vor allem bei konservativen Parteien »Europa der Vaterländer«. Sind das noch Begriffe, mit denen Sie und die Freien Wähler umgehen?

Wir müssen Europa als Wertegemeinschaft in den Mittelpunkt stellen. Das heißt für uns Parlamentarier, dass wir die Sorgen und Nöte unserer Bürger mit in unsere Debatten nehmen. Die jungen Leute muss man allerdings noch etwas anders ansprechen. Die muss man konkret darauf aufmerksam machen, dass man einen Teil der Ausbildung im europäischen Ausland machen kann. Dass sie jetzt Roamingvorteile haben, wenn sie über die Grenze fahren. Dass wir freien Warenverkehr haben und eine gemeinsame Währung. Dass es den Schengenraum gibt und wir uns frei durch Europa bewegen können.

Aus Europa kommen nur bürokratische Vorschriften – ist das ein nicht auszuräumender Vorwurf oder eine skeptische Haltung vieler Wähler? Hat sich da nichts verbessert?

Da gibt es tatsächlich noch viele Missverständnisse. Nehmen Sie die Datenschutzgrundverordnung. Das ist auf europäischer Ebene schon so verabschiedet worden, dass wir die kleinen und mittleren Unternehmen und auch die vielen Vereine im Blick hatten. Das Parlament hat explizit darauf hingewiesen, dass es auf nationaler Ebene nicht zu Verschärfungen kommen soll. Und was wurde gemacht? In Deutschland hat man die Öffnungsklausel genutzt, das eigene Datenschutzrecht überarbeitet und jetzt haben wir das Chaos. In ganz Europa gab es keine Probleme bei der Umsetzung, nur in Deutschland. Und das wird dann Europa zugeschoben, obwohl es dafür nicht verantwortlich war.

Wenn Sie mal auf die letzte Amtszeit zurückschauen – was haben denn Sie, die Freien Wähler und Ihre Fraktion in Straßburg für die Europäer tun können?

Ich arbeite vor allem in den Ausschüssen für Umwelt, Gesundheit, Lebensmittelsicherheit und im Agrarausschuss. Und das Schöne in Straßburg ist, dass wir parteiübergreifend arbeiten. Da geht es nicht danach, wer Regierung ist und wer Opposition. Ich suche mir die pro-europäischen Kollegen in der Mitte und dann versucht man mit seinen Vorstellungen, die Mehrheiten für Änderungsanträge zu finden. Dafür hat jeder von uns seine Netzwerke. Ich habe z. B. die Stellungnahme zur Alpenstrategie geschrieben. Und bei der Verbesserung der Trinkwasserrichtlinie konnte ich die Interessen der kommunalen Trinkwasserversorger in Bayern durchsetzen. Jetzt bin ich Berichterstatterin für die zukünftige gemeinsame Agrarpolitik. Und in der Mobilitätsfrage tragen die Konzepte für CO₂-armes Fahren den Stempel der Freien Wähler, weil wir deutlich machen konnten, dass es erhebliche Unterschiede und Bedürfnisse bei der Mobilität im urbanen Raum und auf dem Land gibt. Und dass die Lösungen für beide Bereiche passen müssen. Im europäischen Parlament kann man als Abgeordneter wirklich gut gestalten und sachorientiert arbeiten.

Die Europaabgeordneten können natürlich nicht überall präsent sein und der Bekanntheitsgrad wird jetzt während des Wahlkampfes vermutlich steigen. Aber wenn man bei uns in München politisch Interessierte nach den Spitzenkandidaten der Parteien fragt, kommt meist Achselzucken. Ist das nicht ein weiteres Manko, dass die Parteien offensichtlich wenig für den Bekanntheitsgrad ihrer Europapolitiker tun?

Wir haben als Europaabgeordnete ein Problem: Wir haben 48 Sitzungswochen. Immer im Verhältnis drei Wochen Brüssel, eine Woche Straßburg. Da können wir natürlich in den Regionen nicht so präsent sein wie ein Landtags- oder Bundestagsabgeordneter. Diese Kollegen sind naturgemäß oft vor Ort und haben den Blick etwas enger auf die regionalen Probleme. Ich bin auch da gut vernetzt und mache deutlich, dass man jetzt

vom Abgeordneten bis zum Staatsminister im Wahlkreis pro-europäisch auftreten muss.

Populisten, rechte Parteien und Anti-Europäer könnten im Mai weiteren Zulauf bekommen. Werden sich die Kräfteverhältnisse im nächsten Parlament in dieser Richtung verschieben?

Europa steckt im Moment in einer Krise und natürlich haben wir sehr große Sorge, dass sich die Machtverhältnisse nach rechts verschieben. Wir haben leider massive Probleme mit östlichen Mitgliedsländern wie Ungarn, Tschechien und Polen. Aber es bleibt uns mit Blick auf Europa, zwischen den Großmächten USA, Russland, China und im Südosten mit Erdogans Türkei, eine starke und auch von sich überzeugte Gemeinschaft darzustellen. Bis 2060 stellt Europa nur noch vier Prozent der Weltbevölkerung. Außer möglichen Machtverschiebungen nach der Wahl haben wir außerdem noch die Handlungsunfähigkeit des Rates bei Einstimmigkeitsvorschrift. Die Forderung nach Abschaffung des Einstimmigkeitsprinzips im Rat ist Teil des Wahlprogramms der Freien Wähler. Wir müssen das durch eine Zweidrittelmehrheit ersetzen. Sonst können wir die notwendigen Reformen nicht auf den Weg bringen.

Die Freien Wähler gehören in Straßburg zur Fraktion der »Allianz der Liberalen und Demokraten für Europa«. Als Partei sind Sie auch Mitglied der »Europäischen Demokratischen Partei«. Wenn man dazu den historischen Werdegang nachliest, muss man sich schon recht konzentrieren. Das zeigt doch, wie kompliziert Europa schon auf Volksvertreterseite ist. Ist das nicht auch ein Grund, dass sich viele Wähler überfordert fühlen und gar nicht erst zur Wahl gehen?

Da ist sicher etwas dran. Wir haben über 700 Abgeordnete im Parlament. Und die vertreten 211 Parteien, die sich natürlich zu Fraktionen bündeln müssen. Zur Zeit sind es acht Fraktionen. Bei großen Fraktionen kommt dann leicht das Problem, dass dort Parteien sind, die eigentlich gar nicht hineingehören. Schauen Sie sich den Streit der EVP mit Orbans Partei an. Die Ausschlussdrohung ist in meinen Augen nur ein taktischer Schachzug. Die werden drin bleiben, weil es für die EVP natürlich auch um ihre Mehrheitsstärke geht. Das sind Vorgänge, die auf die Wähler nicht einladend wirken.

Europa muss gründlich reformiert werden, fordert vor allem der französische Präsident immer wieder. Vom Kommissionspräsidenten kommt dann zurück, das sei wohl richtig, man habe das im Blick und auf der Tagesordnung. Was halten Sie als europäische Abgeordnete von diesem Lavieren zwischen nationalen und europäischen Interessen?

Europa braucht sicher mehr Bürgernähe und dafür müssen alle europäischen Institutionen mehr Transparenz ihrer Arbeit herstellen. Dazu gibt es Maßnahmen, die wir gerade im Parlament behandeln. Was uns aber hemmt, ist immer der Rat, das sind immer die Staats- und Regierungschefs, die nicht zu einer Einigung kommen. In der Flüchtlingsfrage z. B. haben wir 2015 eine Entschließung verabschiedet, die sofort gewirkt hätte und alle mit ins Boot genommen hätte. Das wäre ein guter Schritt hin zu einem gemeinsamen Migrations- und Zuwanderungsgesetz geworden. Und Macron – den können Sie nicht auf seine innenpolitischen Probleme reduzieren. Er denkt voraus für die Bürger Europas. Deutschland stellt sich da gerade ins Abseits. Frau Merkel sitzt lieber aus und unterschreibt stattdessen mit Macron einen Vertrag in Aachen (Erneuerung Élysée-Vertrag, d. Red.). Hervorragend inszeniert, aber ein Päckchen ohne Inhalt. Die Vorreiterrolle für Europa, die Deutschland haben sollte, die schaffen wir nicht.

Ist es in den nächsten Jahren denkbar, dass sich die Gemeinschaft noch einmal erweitert?

Aus unserer Sicht nicht. Für die Türkei haben wir ja längst beschlossen, dass die Gespräche gestoppt werden. Europa muss jetzt erst einmal stabilisiert werden. Eine Ausnahme würde ich bei den ehemaligen jugoslawischen Staaten machen. Sobald dort die Auflagen erfüllt werden können, werden wir nicht umhin kommen, sie aufzunehmen. Aber auch dort wird es noch viele Jahre dauern.

Ein wichtiges Thema hat in den letzten Wochen Fahrt aufgenommen: der Klima-, Umwelt- und Artenschutz. Wie bringt

man das für Europa auf einen annähernd gleichen und auch gerechten Nenner? Da hat man es doch mit sehr unterschiedlichen Strukturen, Traditionen und Anschauungen und auch mit unterschiedlichen finanziellen Möglichkeiten auf Staatsebene in der Wirtschaft und bei den Verbrauchern zu tun?

In diesen Bereichen hat Deutschland im Moment eine Vorreiterrolle. In den östlichen Mitgliedsstaaten spielt das Thema Klima noch keine Rolle. Mir ist dabei wichtig, dass man eine Politik mit der Landwirtschaft in diesen Ländern findet und nicht gegen die Bauern. Den Rückgang der Artenvielfalt sehe ich im Moment im Bereich der Landwirtschaft gestoppt und auf einem anderen Weg. Die Bauern haben jetzt höhere Auflagen für Fruchtfolgen und Grünstreifen um ihre Äcker. Das gehört zur fachlichen Praxis in ganz Europa. Der Einsatz von



Pestiziden und Antibiotika ist rückgängig. Das gilt vor allem für Deutschland. Glyphosat wird bei uns z. B. sehr wenig eingesetzt. Das vergisst man oft in der Debatte. Den höchsten Einsatz haben Spanien und Italien. Wenn wir reduzieren, heißt das also noch nicht, dass ganz Europa da mitzieht. Aber die europäische Agrarpolitik konnte zumindest einige Leitplanken einziehen. Das wirkt eben jetzt erst. Wenn Bayern oder andere Bundesländer dagegen einseitig Bestimmungen verschärfen würden und z. B. Grünstreifen vergrößern, gibt es dafür aus Europa keine Ausgleichszahlungen. Das ist nicht erlaubt. Auch Bayern darf dann nicht zusätzlich ausgleichen, weil es dann Wettbewerbsverzerrung wäre. Es geht also nur gemeinsam.

Im Moment überschlägt sich alles pro Frauengleichstellung. Eine Art Geburtstagsgeschenk zu 100 Jahren Frauenwahlrecht und dann schläft es wieder ein?

Neuseeland hat schon 125 Jahre Frauenwahlrecht. Die hatten es wesentlich früher als Europa und Deutschland. Trotz dieses Jubiläums kommen wir da nicht so richtig auf die Füße. Wir haben zwar eine verpflichtende Quote bei den Aufsichtsräten, aber in den Führungsebenen findet man keine Frauen. Und vom gleichen Lohn für gleiche Arbeit sind wir auch noch ein ganzes Stück entfernt. Und – nur weil ich solche Dinge einfordere, will ich nicht als Emanze gelten. Das sind wir Landfrauen auch nicht gewohnt, weil wir traditionell als gleichberechtigte Partner mit unseren Männern zusammen die Höfe führen und gemeinsam entscheiden. Diese Augenhöhe wollen wir Frauen auf allen gesellschaftlichen Ebenen. Da haben wir noch viel Arbeit. ||

Thomas Kiefer sprach mit Maria Noichl, der Europa-Abgeordneten der SPD, und mit Ulrike Müller, der Freie Wähler-Spitzenkandidatin für die Europawahl. Die beiden Kandidatinnen sind sich in vielem überraschend ähnlich.



Maria Noichl | © Studio Zitzelsperger, Rosenheim

Frau Noichl, wir treffen Sie hier nach Ihrer Aschermittwochs-Rede in Vilshofen. Gleich müssen Sie quer durch Bayern nach Augsburg zu einem weiteren Termin. Zu Hause sind Sie in Rosenheim. Dann sind wieder Sitzungswochen in Straßburg und Brüssel. Die Wahlkampfbelastungen für Europaabgeordnete sind schon andere als für die inländischen Politiker?

Zu den Arbeitsplätzen nach Straßburg und Brüssel sind es natürlich lange Fahrten. Und für mich kommt noch ganz Deutschland dazu. Der Wahlkreis für die SPD-Bundesliste ist ja nicht nur Bayern. Da ist man dauernd unterwegs. Aber wer's nicht machen will, muss ja nicht in die Europapolitik. Ich mach's jeden Tag gerne.

Wie bringen Sie Europa in Ihrer unmittelbaren Heimat Rosenheim in die Bevölkerung?

Europa mit seinen Themen und Problemen ist in den letzten Jahren schon sehr ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt. Man liest jeden Tag etwas in der Zeitung und in der Öffentlichkeit reden die Leute darüber. Das war vor zehn Jahren noch nicht so. Aber ich beobachte ein ständiges Europa-Bashing, weil noch immer viele Menschen nicht wissen, wie das Zusammenspiel zwischen der Bundesregierung und den europäischen Institutionen funktioniert. Da glauben viele immer noch, aus Brüssel fällt etwas vom Himmel. Tut's nicht! Das ist dann meine Arbeit vor Ort, das aufzuklären.

»Europa ist mehr als eine krumme Gurke«, das findet sich auf Ihrer Abgeordneten-Webseite. Ist das Missverständnis über das »Büro- und Vorschriftenhaus« Europa nicht auszuruhen?

Wenn der Kommissionspräsident irgendetwas gut gemacht hat – und ich bin wirklich kein Anhänger seiner Politik –, dann, dass in dieser Richtung in den letzten fünf Jahren nichts Kleinkariertes mehr gekommen ist. Unsinnige Vorschriften, die die Menschen drangsalieren, dürfen auch in Zukunft nicht mehr aus Brüssel kommen.

Sie haben in wenigen Wochen Ihre erste Legislatur im Europäischen Parlament und turbulente fünf Jahre hinter sich. Was sind Ihre wichtigsten Erfahrungen?

Anders als im Bayerischen Landtag, dem ich vorher angehört habe, habe ich im Europaparlament die sehr positive Erfahrung gemacht, dass die Kollegen zustimmen, wenn sie inhaltlich der Meinung sind, dass ein Gesetz gut ist. Und genauso verfahren sie andersherum bei einer Ablehnung. Da geht es dann nicht um die Zugehörigkeit zu ihrer Fraktion, sondern allein um die Haltung zu einer Verordnung oder einem Gesetz. Da wird nicht geschaut, welcher Parteiename steht auf dem Antrag. Bei uns haben wir wirklich unabhängige Abgeordnete. Keine starren Parteienblöcke also. Für mich eine wohlthuende Fortentwicklung des Parlamentarismus.

Wenn Sie mal für sich und Ihre Fraktion eine kurze Leistungsbilanz skizzieren, wie sieht die aus?

Ich bin im Agrarausschuss tätig und im Ausschuss für die Gleichstellung der Geschlechter, bei uns verkürzt Frauenausschuss genannt. Und für die Frauen haben wir mit der Istanbulkonvention einen Riesenerfolg erzielt. Ein völkerrechtlich von vielen Mitgliedsländern unterschriebenes Papier, das sich um das Thema Gewalt gegen Frauen kümmert. Da meint man in einigen Ländern noch, was im eigenen Haus passiert, geht niemanden etwas an. Wenn es um Menschenrechtsverletzungen geht, hat es hier nach meiner Beobach-

tung die meisten Verstöße. Ich bin stolz darauf, dass wir das Papier »Vereinbarkeit von Familie und Beruf« durchbekommen haben. Da hat Deutschland lange blockiert. Wir haben zu sehr durch die eigene Brille gesehen und nicht an Länder wie z.B. Rumänien gedacht, wo es den Frauen einfach ganz anders geht. Wenn wir Europa als gemeinsamen Marktplatz denken, dann gehören gemeinsame Spielregeln wie die Frauenrechte einfach dazu. Und in der Landwirtschaft schaffen wir in meinem Ausschuss die Regeln und Vorschriften für die künftige Verwendung von Pestiziden und Schutzmitteln. Das ist schon sehr konkret, wie wir hier den Anwendungskatalog verbessert haben.

Das Ansehen und die Bedeutung des Europaparlaments könnten besser sein, oder? Der Rat und der Kommissionspräsident gelten bei vielen immer noch als die einzigen Taktgeber.

Das Europaparlament ist die Bürgerinnen- und Bürgervertretung! Der Rat ist ja »nur« die Vertretung der Staaten, genau gesagt ihrer Regierungen. Beispiel Flüchtlinge: Das Parlament hat 2015 und 2017 für die Quotenverteilung gestimmt, also abgestimmt auf die Kraft des einzelnen Mitgliedslands. Das waren Mehrheitsbeschlüsse. Einige Länder im Rat haben dann blockiert. Das Parlament ist also schon viel weiter im europäischen Denken. Wir vertreten die Meinung der europäischen Bürger. Der Rat vertritt die Interessen der Regierungen. Daran sollte man denken, wenn man sich über Europa einmal ärgert. Wie kann es sein, dass Dinge, die das Parlament schon beschlossen hat, vom Rat nicht umgesetzt werden? Da ist noch einiges zu verbessern.

Die Wahlbeteiligung ist meistens gering. In Deutschland beim letzten Mal knapp 48%. Europaweit nur 43%. Das spricht nicht für viel Begeisterung. Was erwarten Sie da im Mai? Und worum geht es bei dieser Wahl?

Wahlbeteiligung kann man in zwei Richtungen lesen. Ist sie hoch, kann das auch für Ärger und Unzufriedenheit sprechen. Ist sie niedrig, kann das auch heißen, die Bürger nehmen es hin und halten es für unumstößlich. Aber ist es das? Ich habe das Gefühl, dass Europa gerade in Gefahr ist, sich wieder rückwärts abzuwickeln. Das merken wohl nicht alle. Denken Sie an Polen, Ungarn oder Italien. Jede Wahl sollte also eine erneute Stabilisierung des Systems sein. Wir haben jetzt zwei große Lager: die Pro-Europäer und die Anti-Europäer. Und wir als SPD müssen zeigen, dass es auch im Lager der Pro-Europäer verschiedene Farben gibt, zwischen denen die Wähler zu entscheiden haben. Wir sehen die Dinge anders als zum Beispiel Macron und seine Partei: Vermögenssteuer abgesenkt, Kündigungsschutz zerstört. Das ist nicht unsere Vorstellung von Europa. Dennoch schätzen wir ihn als Pro-Europäer. Also – eines gilt sicher – Europa kann nicht besser sein als die Summe seiner Mitgliedsstaaten!

Es gab mal eine übernationalistische Familie mit einem Ruf »wie Donner« – die hieß Sozialistische Internationale. Da waren auch die deutschen Sozialdemokraten führend dabei. Warum sind sozialistische Ideen oder sozialdemokratische Programme nicht mehr »in«?

Wir haben uns gerade in Lissabon und Madrid wieder getroffen. Nehmen Sie die Flüchtlingsfrage. Wenn wir Sozialdemokraten und Sozialisten für eine Verteilung sind, dann wollen wir das auch in unseren eigenen Ländern durchsetzen. Die Konservativen versuchen immer nur, den anderen die Lasten hinzuschieben. Wir dagegen sind bereit, die Belastungen gerecht unter uns aufzuteilen. Das ist Solidarität und die hat unter sozialistisch geprägten Parteien Tradition und Verpflichtung. Da ist nichts verblasst! Und Solidarität darf nicht mit Dummheit verwechselt werden, wie diese sogenannte »Neupartei« versucht, der Bevölkerung weiszumachen. Solidarität ist das Grundprinzip des Zusammenlebens.

Um Solidarität geht's auch bei der Diskussion um die Grundrente. Und jetzt riskiert die SPD den Koalitionszusammenhalt für ein Detail?

Ein Detail? Da geht es doch wohl um die Frage, ob die Grundrente Leistung ist oder Almosen. Leistungen sind in Deutschland immer frei von einer Bedürfnisprüfung. Wer hat denn seinen Nutzen an den schlechten Löhnen oder wenn die Klofrau nicht viel bekommt oder die Friseurin schlecht verdient

MARIA NOICHL,

geboren 1967 in Rosenheim
 Fachlehrerin für Ernährung und Gestaltung
 2002–2014 Stadträtin Rosenheim
 2008–2013 Abgeordnete Bayerischer Landtag
 seit 2014 Abgeordnete Europaparlament
 seit 2018 Bundesvorsitzende Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Frauen
 SPD-Parteivorstand, Spitzenkandidatin SPD-Landesliste Europawahl 2019

oder die Frauen von Schlecker schlecht bezahlt waren? Doch wohl die Allgemeinheit durch geringere Produkt- und Dienstleistungspreise. Also muss man jetzt steuerfinanziert denen etwas geben, was damals im aktiven Arbeitsleben nicht beglichen wurde.

Aber die SPD kann es jetzt nicht allein entscheiden. Ist diese Einzelfrage wichtiger als die Koalition?

Aber natürlich! Für mich gäbe es keinen gerechtfertigteren Grund, die Koalition zu beenden. Und das werden die Menschen auch verstehen. Die SPD kämpft auch für diejenigen, die auf der sozialen Leiter ganz unten stehen und vielleicht gar nicht mehr zur Wahl gehen. Wenn es eine Bruchstelle in der Koalition gibt, dann ist es für mich dieses Thema wert.

Das »Geordnete-Rückkehr-Gesetz« beim CSU-Innenminister – das »Gute-Kita-Gesetz« bei der SPD. Marketing hat ja schon immer eine wichtige Rolle gespielt, um Zustimmung für seine Partei zu finden. Aber glauben Sie nicht, dass sich die Bürger auf den Arm genommen fühlen, wenn die Parteien mit solchen PR-Gags ausgerechnet Gesetze ausstatten?

Hartz IV und Riesterreute – ist das besser? Die Männernamen waren dann mal durch. Ist auch nicht geschickter, Gesetze nach realen Personen zu benennen. Und im alten Stil: Pflegeergänzungs- und Irgendwas-drauf-Gesetz ist auch nicht schöner. Sicher spielt die Überlegung nach der öffentlichen Wirkung eine Rolle. Ich kann damit leben.

Umverteilung, der alte ideologische Zankapfel zwischen Rot und Schwarz, ist das ein Begriff, mit dem Sie noch politisch arbeiten?

Aber ganz massiv! Während wir hier sitzen und reden, wird kräftig umverteilt. Und zwar von unten nach oben. Ganz automatisch, wenn wir nichts dagegen tun. Vielleicht sollten wir von der SPD es anders benennen: sich dieser Umverteilung entgegenstellen. Dass Reiche immer reicher werden und Arme immer ärmer. Wir wollen die Richtung ändern. Weil es als gesellschaftliche Entwicklung ungesund ist, was im Moment geschieht.

Andere Themen, bei denen viele Bürger auf gute Gesetze hoffen, sind Klima- und Artenschutz. Wie schafft man eine Linie für Europa? Gibt es da nicht allzu viele unterschiedliche Interessen, unterschiedliche Strukturen, auch stark von einander abweichende Traditionen und Betrachtungen in den nationalen Öffentlichkeiten?

Für mich ist es immer wieder überraschend und auch enttäuschend, auf welchen unterschiedlichen Ebenen wir uns in Europa beim Klima- und Tierschutz bewegen. Vor kurzem hat mir eine osteuropäische Kollegin dazu gesagt: »Wir wollen jetzt erst mal fünfzig Jahre verdienen und dann kümmern wir uns ums Klima. Ihr habt es auch so gemacht.« Ich denke, bei all den Anstrengungen und Fortschritten in Europa, brauchen wir die Ehrlichkeit zu erkennen, dass andere Länder andere Positionen haben. Wir können den gewünschten Weg vielleicht mit Förderung begleiten und beschleunigen. Aber Geduld brauchen wir auch. Mit Überforderungen kommen wir nicht zum Erfolg.

Noch ein Wort zu dem unglaublichen Vorgang zwischen Großbritannien und der EU – was muss jetzt passieren und was verlieren wir mit den Briten?

Ich bin gegen eine Verschiebung, weil es den Druck aus den Verhandlungen herausnimmt. Und was ich ganz unmöglich fände, wäre eine Pro-forma-Teilnahme von UK an der Europawahl. Das kostet Millionen und am Schluss werden die Plätze gar nicht oder nicht dauerhaft eingenommen. Das kann man den europäischen Wählern nicht zumuten. Mir persönlich werden die Briten im Agrarausschuss fehlen, weil sie immer die Positionen der Nordländer stabilisiert haben. Und das heißt Vorsicht bei der Gentechnik, Vorsicht beim Einsatz von Chemie, strengere Regeln beim Tierschutz. Das haben die Briten unabhängig von Parteizugehörigkeit oft unterstützt. Für meine politische Arbeit waren sie sehr wichtig. ||

Von Benin bis Argentinien

Die Musik der Welt hat in München einen schweren Stand. Orte wie die Muffathalle gehen offensiv dagegen an.

RALF DOMBROWSKI

Warum, weiß keiner. »Jedenfalls ist es schwer, in München Weltmusik zu veranstalten«, meint Christian Wagershauser, einer der beiden Programmplaner und Chefs der Muffathalle. »Gerade für afrikanische Acts Leute anzulocken, erfordert großen Aufwand.« Damit ist Werbung gemeint, umfassende Pressearbeit, das ganze Brimborium des öffentlichen organisatorischen Vorlaufs, weniger die Arbeit mit den Künstlern selbst. Denn so gerne sich der Münchner Hörer für die Stars aus Pop und Klassik in Bewegung setzt, so zurückhaltend scheint er zu sein, wenn es um Musiker geht, die an ungewohnte Klangtraditionen andocken. Wagershauser lässt sich davon nicht abschrecken, auch wenn es ein Risiko ist. Manchmal stehen eben statt der erhofften 250 Zuhörer nur 50 Eingefleischte im Ampere, dem kleinen Saal des Muffatwerks, aber dafür kommen Stars in die Stadt, die andernorts Hallen füllen und zum kulturellen Portfolio einer weltoffenen Metropole gehören.

Ein paar Beispiele: Fatoumata Diawara hat es während des vergangenen Jahrzehnts vom Straßentheater auf die großen Bühnen

geschafft. Ihre Familie stammt aus Mali, sie selbst wurde an der Elfenbeinküste geboren und zog Ende der Neunziger noch als Teenagerin nach Frankreich, um dort ihr Glück als Schauspielerin zu versuchen. Tatsächlich liefen die Dinge gut, sie schaffte es, sich durch ihre Rollen unter anderem in Filmen von Dani Kouyaté bemerkbar zu machen und zog außerdem mit dem erfolgreichen Straßentheater »Royal De Luxe« durch die Lande. Sie entdeckte die Musik für sich, sang Lieder aus dem Süden Malis und schrieb selbst Stücke. Renommiertere Kolleginnen wurden auf die Newcomerin mit der samtigen, selbstbewussten Stimme aufmerksam. Bald hörte man Diawara an der Seite von Oumou Sangaré oder auch Dee Dee Bridgewater. Schließlich erschien 2011 ihr Solodebüt »Fatou« und ebnete den weiteren Weg in Richtung einer traditionell orientierten und zugleich neugierig weltoffenen afrikanischen Popmusik. Seitdem tourt Fatoumata Diawara um die Welt, ward mal an der künstlerischen Seite von Paul McCartney, mal im Umfeld von The Roots gesehen und verfeinerte ihr eigenes



v.l.u.n.r.u.:
Fatoumata Diawara | © Aida Muluneh
Hazmat Modine | © Wade Schuman
Gaye Su Akyol | © Aytekin Yalçın
Chocolate Remix | © Norman Ullua

Anzeige

Audi — Sommer Konzerte — 29.6. — 14.7. Fantastique!

Lisa Batiashvili
Künstlerische Leiterin

Alfred Brendel – Audi Jugendchorakademie – Gautier Capuçon – Gidon Kremer – Jean-Yves Thibaudet – Les Vents Français – Nino Machaidze – Quatuor Hermès – Die Deutsche Kammerphilharmonie Bremen, Paavo Järvi – Les Siècles, François-Xavier Roth – Münchener Kammerorchester – Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks, Mariss Jansons – u. v. m.



Jetzt Tickets bestellen!
www.sommerkonzerte.de

Profil im Wechselspiel von heimischen Rhythmen und internationalem Sound. Am 27. Mai macht sie im großen Saal der Muffathalle Station, ein Glücksmoment für alle Fans moderner afrikanischer Popmusik.

Wenige Tage zuvor ist nebenan im kleineren Ampere außerdem ein westafrikanischer Schwerpunkt geplant. Denn am 5. Mai treffen dort drei Bands aufeinander, die unter dem Motto »Cotonou-München« zarte kulturelle Bande zwischen Benin und Bayern knüpfen. Mit dabei sind das Trio Teriba, die erste reine Frauenband des Landes, die sich 2002 zunächst als Quintett um die Musik ihrer Heimat kümmerte und inzwischen als Dreigestirn das Klangerbe pflegt. Nel Oliver hingegen ist als Gitarrist, Sänger und Produzent mit popfolkigen Einflüssen eine etablierte Figur der Szene Benins und deutlich mehr im kommerziellen Segment aktiv. Und Kim Azas ist als dritter Bandleader des Abends bereits seit den Neunzigern als Botschafter von Afrobeat und Afroreggae auf den Bühnen von Cotonou bis Paris unterwegs. Ein Abend mit Tradition und Moderne, mit Musik fürs Herz und für die Beine. Kurz darauf ist dann die junge Türkei im Club zu Gast. Gaye Su Akyol ist Sängerin, Komponistin, Produzentin, Konzeptkünstlerin. Mitte dieses Jahrzehnts erschien sie mit ersten Projekten in der urbanen Musikszene des Landes und definierte einen eigenwilligen und stilistisch vielgestaltigen Soundkosmos, der im psychedelischen Rock ebenso wie im elektronischen Pop oder in der urbanen Folklore seine Ursprünge hat. Das aktuelle Programm heißt »Istikrarlı Hayal Hakikattir«, frei übersetzt mit »Konsequente Fantasie ist die Realität«, ein Motto, über das nachzudenken man am 20. Mai im Ampere Zeit hat, wenn man nicht gerade zu Gaye Su Akyols Musik tanzen will.

Und noch ein Tipp: Am 4. Juni machen Hazmat Modine im Ampere Station. Das New Yorker Kollektiv um den Sänger und Multiinstrumentalisten Wade Schuman zählt bereits zu den altgedienten Ensembles der Weltmusik. Ende der Neunziger gegründet, laufen in der Mixtur des zirkensischen Oktetts zahlreiche Stränge zusammen, eine Prise Klezmer und etwas Loftkultur, der Sound der Marching Bands und amerikanischer Folk, urbaner Reggae, Calypso und ein wenig Hipstertum der alten Schule. Das Ganze zusammengewürfelt und neu vermischt wird zu einer schrägen

Hybride, die vor allem durch die folkloristische archaischen Instrumente von der Mundharmonika bis zum Sousafon den Reiz des Aus-der-Zeit-Gefallenen bekommt. Und als Abschluss noch ein Ausblick auf August: Chocolate Remix stammen aus Argentinien und haben es sich auf die Agenda gesetzt, nicht nur herben elektronischen, mit Rap gewürzten Reggaetone zu präsentieren, sondern sich als lesbische Band mit expliziten Texten unter anderem gegen den Machismo der Latin-Szene, gegen Rassismus und Gewalt zu positionieren. Chocolate Remix kommen am 10. August ins Ampere, auch das Musik einer Welt der Vielfalt, die an Orten wie dem Muffatwerk ihren Platz findet. ||

WELTMUSIK IM MUFFATWERK

Ampere & Muffathalle | 5. Mai bis 10. Aug.
19.30 Uhr | Tickets: 089 54818181
www.muffatwerk.de

COTONOU-MÜNCHEN

Sonntag, 5. Mai | Ampere | 15–19 Uhr
Mit dem Frauentrio Teriba, Nel Oliver und Kim Azas & Friends

BABA ZULA – DEEP UNDERGROUND TOUR

Dienstag, 14. Mai | Ampere | Einlass 19 Uhr, Beginn 20 Uhr

GAYE SU AKYOL

Montag, 20. Mai | Ampere | Einlass 19.30 Uhr, Beginn 20.30 Uhr

FATOUMATA DIAWARA

Montag, 27. Mai | Muffathalle
Einlass 19 Uhr, Beginn 20 Uhr

HAZMAT MODINE – BOX OF BREATH TOUR 2019

Dienstag, 4. Juni | Ampere
Einlass 19.30 Uhr, Beginn 20.30 Uhr

CHOCOLATE REMIX

anschließend Rupidoo Global Music Club
Samstag, 10. August | Ampere
Einlass 19.30 Uhr, Beginn 20.30 Uhr



Charles Pasi | © Unterfahrt

Soul und Bob

Der Sänger Charles Pasi könnte noch so richtig durchstarten. Einstweilen hört man ihn in der Unterfahrt.

Das mit dem Berühmtwerden ist so eine Sache. An sich macht Charles Pasi alles richtig. Der franko-italienische Sänger und Songwriter hat schöne, selbst gemachte Lieder im Gepäck, reist viel umher, um sie zu präsentieren, und hat vor allem in seiner französischen Heimat schon eine feine Fangemeinde, die ihn unterstützt. Trotzdem braucht es in Zeiten der internationalen und multimedialen Konkurrenz mindestens so viel Glück wie in der Ära behäbiger Medien, um über das Level des Geheimtipps hinauszukommen. Vielleicht hilft ja »Bricks«, das erste Album, das Pasi für das geschichtsträchtige Label Blue Note aufgenommen hat und mit dessen Programm er derzeit unterwegs ist. »Es gibt

kein festes Thema, aber doch Einflüsse«, meint er zu den Ideen, die hinter seinen Liedern stehen. »Ich lebe in Paris und Nizza, zwei Städten, die von Anschlägen heimgesucht worden sind. Das schlägt sich auf die Stimmung nieder, erzeugt Nachdenklichkeit, nicht direkt, eher als Hintergrund. Ich habe das Album daher auch »Bricks« genannt, denn das erscheint mir als gutes Bild. Ziegelsteine können ebenso Wurfgeschosse sein wie die Grundlagen für Schutz.«

Als Motto sind sie erst einmal Ausgangspunkt für eine harmonisch pointierte Mixtur der Stile. Denn Pasi bringt eine Prise Soul und etwas Folk zusammen, mischt das mit improvisierenden Passagen und interpretiert

es aus dem Geiste erwachsener Popmusik. Dabei schillern auch Blues-Elemente durch die Arrangements, die nicht nur kompositorisch, sondern auch durch die Mundharmonika unterstützt werden, die er sich neben der Gitarre und der Stimme als drittes Instrument ausgesucht hat: »Als Kind habe ich Bob Dylan gehört, war beeindruckt und habe mir eine Mundharmonika gekauft. Der Händler hat mir gleich die Adresse eines Lehrers mitgegeben, und der hat mir andere Sachen gezeigt, Little Walter, Sonny Boy Williamson.« Und so könnte es doch noch klappen mit der Karriere. Das Programmteam der Unterfahrt jedenfalls hat Charles Pasi bereits für sich entdeckt und gibt ihm die Möglichkeit, sich mit seinen Ziegelsteinen und eigenem Quintett dem Münchner Publikum vorzustellen. Ein Konzert für akustische Trüffelsucher, die sich einen anspruchsvollen Song-Abend gönnen wollen. || rd

Charles Pasi
Unterfahrt | 30. April | 21 Uhr | Tickets:
089 4482794 | www.unterfahrt.de

Lieder mit Haltung

Bernadette la Hengst singt gegen die Einfalt im Denken. Gut so.

DIRK WAGNER

»Alle meine Werte lass ich mir von euch nicht verbieten«, stellt Bernadette La Hengst im Titelstück ihres neuen Albums klar. Der Titel »Wir sind die Vielen« begegnet dem auf entsprechenden Demonstrationen zur Naziparole verkommenen Ausruf »Wir sind das Volk« mit einer weltoffenen Vorstellung darüber, wer dieses »Wir« überhaupt sein soll. Derweil die hier zurechtgewiesenen AfD-Anhänger nämlich einen ausgrenzenden Wir-Begriff verwenden, der darüber definiert wird, wer nicht dazugehört, offenbart Bernadette La Hengst einen vereinenden Gemeinschaftsbegriff, der aufgeschlossen zunächst alle einlädt. Entsprechend gibt La Hengst diesem Wir

nicht nur eine Stimme. Mitunter lässt sie die vielen verschiedenen Stimmen sogar selbst erklingen. Zum Beispiel, wenn sie mit ihrem mobilen Tonstudio, das sie in Anlehnung an die Münchner Band Embryo und deren legendäre Reisen als »Embryo-esken Bus« beschreibt, von Madrid nach Casablanca reist, um mit Menschen vor Ort Lieder zu schreiben und aufzunehmen. Mit Kaffee und Tee hat sie dabei Passanten zum Verweilen gebeten. Manche kamen am nächsten Tag wieder, um gezielt an begonnenen Songs weiterzubasteln.

Einige der so entstandenen Lieder sind auf dem Album zu hören. Andere Stücke ent-



Bernadette la Hengst | © Jasper Kettner

standen als Kampagnenbeiträge für Klimakonferenzen und werden stimmungsgewaltig von Kinderchören unterstützt. Und wieder andere Songs dokumentieren Bernadettes Spurensuche nach ihren Eltern in Beirut. Spannend und abwechslungsreich vereint das neue Album die unterschiedlichen Klangwelten, auf die sich La Hengst interessiert einlässt. Weitere Stars ihrer Aufnahmen sind dabei die libanesischen Oud-Spielerinnen Youmna Saba, der Sänger Ezé Wendtoin aus Burkina Faso, die Cellistin Claudia Widemer, der Kinder- und Jugendchor der Oper Bonn sowie die Saxofonistin Samantha Wright und die Posaunistin Sonja Beeh, mit denen La Hengst auch in David Bowies Musical »Lazarus« am Hamburger Schauspielhaus zusammenspielt. Im Münchner Unter Deck werden die beiden Bläserinnen und die Cellistin Bernadette La Hengst unterstützen, wenn sie am 24. April ihr neues, bei Trikont erschienenes Album live präsentiert. Etwas Besonderes! ||

Bernadette La Hengst
Unter Deck | Oberanger 26 | 24. April | 20 Uhr
Tickets: 089 24293711 | www.unterfahrt.de

Anzeige



Jetzt ein Abo für 2019|20!

Kammermusik der Nationen

10 Konzerte im Abonnement

27.10.2019 20 Uhr Prinzregententheater
Schumann Quartett & Martina Gedeck

12.11.2019 20 Uhr Prinzregententheater
Artemis Quartett

03.12.2019 20 Uhr Herkulesaal
Cuarteto Casals & Alexander Lonquich

14.01.2020 20 Uhr Herkulesaal
Gautier Capuçon & Yuja Wang

29.01.2020 20 Uhr Prinzregententheater
Hagen Quartett

10.02.2020 20 Uhr Prinzregententheater
Goldmund Quartett

11.03.2020 20 Uhr Herkulesaal
Quatuor Ébène

01.04.2020 20 Uhr Herkulesaal
Danish String Quartet

27.04.2020 20 Uhr Prinzregententheater
Voces8: Sing Joyfully

12.05.2020 20 Uhr Prinzregententheater
Schubert-Oktett

Pro Musica

6 Konzerte im Abonnement

12.11.2019 20 Uhr Herkulesaal
Víkingur Ólafsson & Iceland Symphony Orchestra

26.11.2019 20 Uhr Prinzregententheater
Alisa Weilerstein & Trondheim Soloists

21.01.2020 20 Uhr Philharmonie
Janine Jansen & Orchestra di Santa Cecilia

16.02.2020 20 Uhr Prinzregententheater
Pierre-Laurent Aimard & Gürzenich-Orchester Köln

17.03.2020 20 Uhr Philharmonie
Gabriela Montero & City of Birmingham Symphony Orchestra

22.04.2020 20 Uhr Prinzregententheater
Sir András Schiff

Kammermusik 2punkt0

3 Konzerte im Abonnement

17.10.2019 20 Uhr Allerheiligen-Hofkirche
Trio Mediæval

04.11.2019 20 Uhr Allerheiligen-Hofkirche
Quatuor Arod

21.01.2020 20 Uhr Allerheiligen-Hofkirche
Calidore String Quartet

05.11.2019 20 Uhr Allerheiligen-Hofkirche
Martin Mitternutzner & Gerold Huber

24.01.2020 20 Uhr Allerheiligen-Hofkirche
Tara Erraught & James Baillieu

03.02.2020 20 Uhr Prinzregententheater
Andrè Schuen & Daniel Heide

14.05.2020 20 Uhr Allerheiligen-Hofkirche
Julian Prégardien & Eric Le Sage

Rezital
3 Konzerte im Abonnement
27.11.2019 20 Uhr Allerheiligen-Hofkirche
Mariam Batsashvili

05.03.2020 20 Uhr Allerheiligen-Hofkirche
Frank Dupree

29.04.2020 20 Uhr Allerheiligen-Hofkirche
Yoav Levanon



Schumann Quartett

Jetzt ein Abonnement buchen
Münchner Konzertdirektion
Hört Nagel GmbH
Tel. (089) 98 29 28 0
(Mo-Fr, 9-15.30 Uhr)
www.hoertnagel.de



Víkingur Ólafsson



Danish String Quartet



Tara Erraught

Ein bisschen Punk

Die Goldenen Zitronen sind schon lange dabei. Und sie haben ein wenig Aufbruchsstimmung in die Gegenwart gerettet.

RALF DOMBROWSKI

»Für immer Punk will ich sein«, hieß es bei den Goldenen Zitronen im Jahr 1987. In ihren Setlists findet sich diese Neuinterpretation von Alphavilles »Forever Young« aber schon lange nicht mehr. Doch erwachsen geworden? Wer jetzt nicht seit dreißig Jahren pennt, weiß, dass die Band um Sänger Schorsch Kamerun noch lange nichts mit Altersmilde und Eingliederung zu tun hat. Im Gegenteil: Sie sind eine der eigenständigsten, skurrilsten Kapellen Deutschlands.

Auf ihre Weise sind sie das ja schon seit ihrer Gründung 1984. Die damals vierköpfige Hamburger Punkband hatte nichts mit den wütenden Politparolen von Kollegen wie Slime oder Daily Terror zu tun. Spaß, Witz und Infantilität standen auf dem Programm. Heute ist die alte Stimmungsmucke für Iro-träger in erster Linie als Zeitdokument interessant. Spätestens 1994 änderte sich das. Mit dem Album »Das bißchen Totschlag« und dessen Titelsong zeigten die Zitronen eine ganz neue Seite. Textlich verarbeitete man die rechtsextremen Brandanschläge und Morde,

die das Hässliche am deutschen Wesen wieder auf die Tagesordnung brachten. Musikalisch zeigte man sich sperriger, weniger pogotauglich und beim Flirt mit Electro und Hip-Hop.

In der Zwischenzeit kann die man die Musik der gereiften Herren entweder als Post-Punk-Rap-Industrial-Funktronic mit Kraut-Einfluss bezeichnen oder einfach als den unverkennbaren, einzigartigen Zitronen-Sound. Auch die Texte von Schorsch Kamerun haben eine Sonderstellung in der deutschen Popmusik. Irgendwie kryptisch, angenehm verkopft und trotzdem ganz klar in ihrer Aussage gegen die graubraunen, konsumgeilen und stramm egoistischen Ausdünstungen der Gesellschaft. Mit Parolen gegen die da oben und vermeintlich Falschen hat das nichts zu tun. Das trifft auch auf das neue Album »More Than A Feeling« zu (Rock-Einflüsse à la Boston findet man zum Glück keine). Wie so oft haben die Hamburger die richtige Platte zur richtigen Zeit geschaffen. Hier geht es um Deutschland als Land der gefühlten Wahrheiten, Vorteilsverlustängste, Pseudosolidarität



Die Goldenen Zitronen, Kulturarchitekten aus Passion | © Die Goldenen Zitronen

und Revolutionsmoden. Und für Mauern braucht man nicht nach Amerika schauen. Die Goldenen Zitronen sind auf ihre Weise immer noch Punk. Eigentlich noch mehr Punk als Punk und live im Strom in der Lindwurmstraße 88 zu erleben. ||

DIE GOLDENEN ZITRONEN

Strom | Lindwurmstr. 88 | 8. April | 21 Uhr
Tickets: 089 54818181 | www.strom-muc.de

Rock, nicht Rost

John Mayall kann's nicht lassen. Und das ist gut so, denn der 85-Jährige hat noch immer den Blues.

KLAUS VON SECKENDORFF

Ausgerechnet dem Fachblatt »Gitarre & Bass« gegenüber hat sich John Mayall 2017 in trockenstem Tonfall von einem Instrument distanziert, das viel zu seinem Ruhm beigetragen hat: »Den ganzen Gitarrenkram habe ich ja nun schon mal gemacht.« Die im gleichen Jahr in Dresden und Stuttgart aufgenommene Live-CD »Three For The Road« kam denn auch ganz ohne seine Gibson aus. Mayall hörte man als Sänger, am Keyboard (»Das ist jetzt mein Hauptinstrument«) und an der Harmonika.

Die Fans haben es dem mittlerweile 85-jährigen (Groß-)Vater des britischen, des weißen Blues nicht übel genommen. Aber war es nicht vor allem »das Feuer einer elektrischen Gitarre« (Mayall), das diesen Blues vorangetrieben hat? Wer meint, dass Johns Tastenkünste mit Piano-, Hammond- oder auch mal Vibrafonsounds auf Abendlänge

denn doch einen gewissen Biss vermissen lassen, kann mit der jüngsten Entwicklung zufrieden sein. Für sein 70. Album, im Februar unter dem Titel »Nobody Told Me« erschienen, hat Mayall Blueskollegen wie Joe Bonamassa und Larry McCray eingeladen, außerdem Gitarren Gäste wie Steven Van Zandt (Springsteen), Alex Lifeson (Rush) und den Multistilisten Todd Rundgren. Keiner dieser Herren wird allerdings auf der aktuellen Tour für Soli zuständig sei. Das ist Aufgabe der Texanerin Carolyn Wonderland. Die erste Frau unter 25 teils legendären Leadgitarren in Johns Diensten – von Eric Clapton über Peter Green bis zu Mick Taylor – ist hierzulande weitgehend unbekannt, aber in den USA schon seit gut 20 Jahren auf eigene Rechnung erfolgreich. 2016 konnte man sich



John Mayall, verschmitzt bis heute | © Ralf Dombrowski

bei der Jazzwoche Burghausen davon überzeugen, dass die singende und bei Gelegenheit souverän pfeifende Multiinstrumentalistin mit namhafteren Guitar Heroes durchaus mithalten kann.

Erstaunlich ist schon eher, dass eine knapp 40 Jahre ältere Musikerlegende on the road immer noch mithält, bei bis zu hundert Konzerten pro Jahr. 2018 eine Lungenentzündung? Kurzer Klinikaufenthalt, und weiter geht's. Die nächste Runde im Studio? Schon geplant. Wobei Planung musikalisch nicht Mayalls Ding ist. Noten haben für ihn noch nie eine Rolle gespielt, feste Setlists auch nicht. Abend für Abend wird neu ausgewählt aus einem Fundus von 50 Songs, die wie auf dem aktuellen Album nicht von experimentierfreudigen Zeiten à la »Blues from Laurel Canyon« (1968) künden, sondern deutlich der Tradition huldigen. Bis zur Zugabe kann es gut und gern zwei Stunden dauern, außerdem steht John Mayall meistens am Merchandise-Tisch, plaudert und signiert. Vermutlich auch in München mal wieder vor dem Auftritt, das hat Tradition bei einem Mann, der als erstaunlich munter lebende Legende allemal eine Begegnung wert ist. ||

JOHN MAYALL

Muffathalle | 8. April | 20 Uhr | Tickets:
089 54818181 | www.muffatwerk.de

Verwandlungskünstler

Die Zeitlupenmusik von Lambchop geht in die nächste Runde und macht in der Muffathalle Station.

DIRK WAGNER

Wenn eine Band wie Lambchop ihre Fans regelmäßig mit ungewöhnlichen Sounds überrascht, dann mutet es schon geradezu paradox an, dass sie mit ihrer Musik überhaupt noch überraschen kann. Und doch gelingt es dem bis zu 17-köpfigen Ensemble um Mastermind Kurt Wagner, sich auch auf dem neuen Studioalbum »This (Is What I Wanted To Tell You)« in einer bis dato unbe-

kannten Weise zu präsentieren. Nahezu souljazzig groovt der Sound mitunter daher, über welchen der Gesang sich stets von einem Vokoder entfremdet erhebt, um einer im Übrigen nicht nur in den USA um sich greifenden merkwürdigen Form von Politik mit Statements zu begegnen wie: »The news was fake. The drugs were real.« Tatsächlich mag es schon fast wie ein Spiegel der darin kom-

mentierten Politik etwa eines Donald Trump anmuten, wenn Wagner solche Sätze mittels technischer Autokorrektur bzw. Autotune seiner Stimme einem künstlichen – und darum also gefakten – Wohlklang überliefert, der hier einmal mehr, wie bereits auf dem wegweisenden Vorgängeralbum »Flotus« geschehen, die Technik einer Hip-Hop-Produktion auf Lambchops eigenwillige Alternative-Country-Musik anwendet.

Vor allem die analogen Synthesizer, die der befreundete Bon-Iver-Drummer Matt McCaughan diesmal zum neuen Klangbild Lambchops beisteuert, wirken 25 Jahre nach deren Debütalbum »I Hope You're Sitting Down« nebst allen musikalischen Neudefinitionen, die der Band um Kurt Wagner seitdem gelungen sind, wie ein musikalischer Neubeginn, der angesichts der US-politischen und weltpolitischen Wandlungen notwendig erscheint. Wären da nicht jene wohl-

vertrauten Klänge etwa des Harmonikaspielers Charlie McCoy, die noch das kälteste Stahlwerk als eine naturbelassene Westernlandschaft zu tapezieren verstehen. Und prompt hockt man am digitalen Lagerfeuer und begutachtet glücklich das neue Lambchop-Album, dessen Cover den Mastermind der Band im Übrigen ohne sein zum Markenzeichen erhobenes Truckerhäppi präsentiert. Und das ist fast schon wie Udo Lindenberg ohne Hut und im weiteren Sinne auch eine Form von Fake. ||

LAMBCHOP

Muffathalle | 18. April | 20 Uhr | Tickets:
089 54818181 | www.muffatwerk.de

Colt und Empathie

Puccinis selten gespieltes »Mädchen aus dem Goldenen Westen« im Münchner Nationaltheater.

WOLF-DIETER PETER

Um »Räuber« gibt es eine alternative Geschichte zu der dominierenden von »Recht und Ordnung«. Diese Problematik behielt Giacomo Puccini in der ersten »Wildwestoper« bei: In einem kalifornischen Goldgräbercamp herrschen handfest rabiate Regeln und Selbstjustiz. Der raubeinige Sheriff Rance verhindert nur das Größte. Doch andere, voran »Mestizen und Mexikaner«, werden als »Räuber« eingestuft, für die der Strick die gerechte Strafe ist. Inmitten dieser knallharten Realität steht Minnie, Wirtin der Kneipe »Polka«. Sie ist ein bisschen vielfach begehrtes Saloon-Girl, ein bisschen Mutter mit wärmendem Verständnis, ein bisschen Lehrerin, ein bisschen scheue junge Frau, für die der erste Kuss gleich in die Liebe fürs Leben mündet. Sie besitzt in der Colt-Welt der Kerle aber auch emanzipatorisches Durchsetzungsvermögen – prompt kämpft sie für ihre Liebe zu dem Außenseiter Dick Johnson wie eine Löwin, betrügt beim Pokerspiel um sein Leben und setzt am Ende mit einer Pistole seine Freilassung durch: beide dürfen in eine andere Zukunft aufbrechen.

Statt kitschig historisierender Westernoper hat Andreas Dresen dies als herb-kantiges Sozialdrama inszeniert. Sein Ausstatterteam – Mathias Fischer-Dieskau (Bühne), Sabine Greunig (Kostüme) – hat im kahl schwarzen Raum einen dunklen Grundton angeschlagen: mit Stacheldraht, Eisenträgern, alten Fässern, Kisten und Paletten für die Ödnis eines Camps, nur mit zu sauberen Gesichtern und zu sauberer, bunt gewürfelter Arbeitskleidung. Der dramatische Blizzard mit seinen Fußspuren-Beweisen um Minnies kleine Hütte findet nur in der Musik statt, Jagd, Schuss und Verwundung von Dick sind dabei nicht überzeugend inszeniert. Vom schauspiel- und filmerfahrenen Dresen war mehr faszinierende Personenregie zu erwarten, um seinen eigenwilligen Schluss zu rechtfertigen, in dem Minnie und Dick nicht »in den Sonnenuntergang davonreiten«, sondern geradezu »liebess-fremd« allein vor dem schwarzen Zwischenvorhang stehen.

Den durch kein Buh getrüben Schlussjubel verdient zunächst die fünfzehn kleineren Männersolisten, umgeben vom speziell als atmosphärischer Fernklang beindruckenden Männerchor (Einstudierung: Stellario Fagione). Mit rau-düster eingefärbtem Bariton war John Lundgren Sheriff Rance: bullig selbstgefällig und unterschwellig gewaltbereit. Mit Brandon Jovanovich betrat ein Dick-Johnson-Held das Camp: hochgewachsen, schlank, mit strahlenden Tenortönen, nur zu gesund, zu wenig gehetzt und zerrissen. Anja Kampe brachte viel für die Vielschichtigkeit Minnies zwischen Wärme, Zartheit und Leidenschaft mit. Sie alle führte der amerikanische Dirigent James Gaffigan mit dem exzellenten Staatsorchester auf Puccini-Höhen: vielfarbig aufrauschend, mal zart lyrisch und dann wuchtig an dramatischen Höhepunkten. Der Klangverführer Puccini faszinierte, rührte an und traf am Ende auch ins Herz. Denn da tönt ein Plädoyer für »compassion«, für Empathie, Mitleid und Miteinander unverändert aktuell in unsere Zeit hinein. ||



Sheriff Jack Rance (John Lundgren), nicht ganz korrekt mit Minnie (Anja Kampe) | © Wilfried Hösl

Die musica viva widmet sich ein vorerst letztes Mal einem Komponistenporträt. Und lädt Sir Simon Rattle ein.

Die große Form

KLAUS KALCHSCHMID

Neben den Konzerten mit dem Sinfonieorchester des Bayerischen Rundfunks wurden bei der durch Karl Amadeus Hartmann im Jahr 1945 gegründeten musica viva immer wieder bedeutende Dirigenten und Gast-Orchester eingeladen, so die Berliner Philharmoniker unter Karajan, das Ensemble Intercontemporain oder BBC Symphony unter Boulez. Daran knüpfen die risonanz Stifterkonzerte der Ernst-von-Siemens-Musikstiftung an; deshalb passen SWR Sinfonieorchester Baden-Baden und Freiburg, Mahler Chamber Orchestra, Chamber Orchestra of Europe oder jetzt London Symphony gut in diese Premiumreihe, was zeitgenössische Orchestermusik angeht.

Sir Simon Rattle hat ein ambitioniertes, spannendes und mehrheitstaugliches Pro-

gramm mit München-Bezug zusammengestellt: Mark-Anthony Turnages Oedipus-Oper »Greek« wurde 1988 bei der ersten Münchner Biennale für neues Musiktheater uraufgeführt und viel gespielt. Der britische Komponist leitet den Titel »Dispelling the Fears« vom gleichnamigen düsteren Gemälde der australischen Malerin Heather Betts ab. Harrison Birtwistle bekam 1995 den Siemens-Musikpreis in München; über sein halbstündiges »The Shadow of Night« schrieb er: »Ich erhielt Inspiration von zwei dunklen Quellen, Albrecht Dürers Stich »Melencholia« und John Dowlands berühmtem Song »In Darkness Let Me Dwell.« John Adams' 40-minütige Harmonielehre geht auf einen Traum des Komponisten zurück, in dem er einen riesigen Tanker sah, der aus der Bucht von San Francisco aufstieg und plötzlich wie eine Rakete abhob.

Bemerkenswerte Porträtkonzerte wurden in dieser Saison schon Peter Ruzicka und Beat Furrer gewidmet. Péter Eötvös ist der vorerst letzte Komponist, dem diese Ehre zuteil wird, da sich die musica viva in der nächsten Spielzeit wieder vermehrt gemischten Programmen und Uraufführungen widmet. In »The gliding of the eagle in the skies« ließ Eötvös sich vom Bild eines hoch in der Luft gleitenden Adlers inspirieren, das in einem baskischen Lied besungen wird. Ebenfalls 2016 entstand »Alle vittime senza nome«, das an die unzähligen, namenlosen Menschen erinnert, die auf dem Weg in ein besseres Dasein im Mittelmeer den Tod fanden. »Halleluja – Oratorium balbulum« heißt so viel wie »Stammelndes Oratorium« und bezieht sich auf den stotternden mittelalterlichen Mönch Notker Balbulus. Péter Esterházy's Libretto dazu ist eine hinterzinnig ironische Bestandsaufnahme der Jetztzeit. In »vier Fragmenten« agieren Chöre und Engel, gesungen von Mezzosopran und Tenor, sowie ein stotternder Prophet, der zugleich der Erzähler – hier Matthias Brandt – ist und von sich sagt: »Meine Geschwätzigkeit ist struktureller Natur, somit ein nicht verbesserbarer Fehler.« Eötvös reichert das 2016 bei den Salzburger Festspielen uraufgeführte Werk mit Zitaten aus Bachs »Ich hatte viel Bekümmernis«, Händels »Messiah« und Mussorgskys »Boris Godunow« sowie Gospels an. Am Ende steht die Einsicht: »Die Fleischbrühe der Kultur ist ganz dünn geworden. Es gibt keine öffentliche Meinung. Es gibt keine Zukunft. Überaus beruhigend, dass wirklich alles ein Ende hat, das ist der langfristige Optimismus unseres Oratoriums.« ||

Anzeige

münchner symphoniker

DREI AUF EINE NSTR EICH

SAISON 2019 — 2020
MUSIK FÖRDERN
ABOS SICHERN

ABO-REIHEN
HERKULES A
Herkulesaal
20 Uhr
HERKULES M
Herkulesaal
11 Uhr
PRINZE Y
Prinzregententheater
20 Uhr

Reservierungen unter
089 44 11 96 26
tickets@muenchner-symphoniker.de

Konzeption: BLACKSPACE,
Foto: Marco Borggreve

Der Klang unserer Stadt.

LA FANCIULLA DEL WEST

Staatsoper | 26., 29. Juli | 19 Uhr | Tickets:
089 21851903 | www.staatsoper.de

MUSICA VIVA: SIR SIMON RATTLE & LSO
PETER EÖTVÖS & BR SYMPHONIEORCHES-
TER

Philharmonie / Herkulesaal | 2., 3. Mai
20 Uhr | Tickets: 089 54818181
www.br-musica-viva.de

Probe hier, Probe da

Dem Münchener Kammerorchester (MKO) sind gleich mehrere Kunststücke gelungen. Zunächst hat es sich von einem Siemens-Werksorchester der Nachkriegsjahre zu einem weltweit angesehenen und vielfach prämierten Klangkörper entwickelt, der vor allem mit Blick auf zeitgenössisches Repertoire in einem Atemzug mit den Münchner Philharmonikern genannt wird. Es hat erfolgreiche Konzertreihen und Education-Aktivitäten etabliert, die konstant ein großes Publikum anziehen. Komponisten schreiben für das MKO, internationale Solisten geben sich die Ehre, denn es gilt als agiles, stiloffenes, neugieriges Ensemble. Es ist ein kulturelles Aushängeschild der Stadt – und es hängt in der Luft. Denn es gibt auf Dauer keinen geeigneten Ort, wo das Orchester proben kann. Zwar wird ein räumlich beengtes Probenquartier in Schwabing voraussichtlich noch weiter erhalten bleiben. Es ist aber eine Basislösung, die nur einen kleinen Teil der MKO-Aktivitäten abdeckt. Und es bietet keine Perspektive für die lange Distanz. Florian Ganslmeier, der 2005 zum MKO gestoßen ist und als Geschäftsführer die Geschicke des Ensembles mitbestimmt, geht daher mit Hoffnungen und einem Appell an die Öffentlichkeit.

Auch ein Spitzenensemble wie das MKO leidet an Münchens Raumnot. Und die Situation spitzt sich zu.

Das MKO ist eine Institution. Wie ist es dazu geworden?

Neben der großartigen künstlerischen Entwicklung haben wir uns auch wirtschaftlich erst einmal selbst geholfen, haben Sponsoren gesucht, unser 10-Prozent-Gehaltsmodell erfunden, bei dem jeder von uns als Risikoprüfung 10 Prozent seines Gehalts prophylaktisch zur Verfügung stellt, was es sonst bei keinem anderen Orchester gibt. Als ich dazu kam, haben wir uns erst einmal darum gekümmert, uns selbst zu entschuldigen, in der Annahme, dass dann die Politik einsteigt. So kam es dann auch. Die Leute haben gesehen, dass wir nicht nur gute Konzerte spielen, son-



Das Münchener Kammerorchester, mit vielen Plänen und wenig Raum | © Sammy Hart

dern seriös wirtschaften. Beim Freistaat fallen wir in den Bereich nichtstaatlicher Orchester, bei der Stadt ist es eine individuelle Förderung, und wir können uns bei beiden Zuschussgebern für den guten Kontakt und die Unterstützung nur bedanken. Nur Probenräume sind ein Riesenproblem.

Was braucht man als Orchester im Besonderen?

Seit 2011 suchen wir einen Probenraum, der den Anforderungen eines professionellen Orchesterbetriebs genügt. Wir haben Musiker im Ensemble, die von einer Tutti-Stelle bei uns zu einer Solo-Stelle bei den Philharmonikern oder den Bambergern wechseln. Das Niveau ist extrem hoch, man spürt ja auch als Zuschauer bei einem Kammerorchester jeden einzelnen Musiker viel mehr als bei einem großen Ensemble. Wenn man da nicht in der obersten Liga spielt, ist das sofort existenzgefährdend. Dann kommen zum Beispiel die Solisten, die wir brauchen, nicht zum zweiten Mal. Wir haben also nur die Möglichkeit, auf höchstem Level zu spielen, aber das bedeutet auch, dass wir auf einer qualitativ zumindest akzeptablen Grundlage proben können müssen. Also in einem Raum, den man kennt, wo man mit der Akustik vertraut ist, der keine Hindernisse für Klang und Kommunikation wie zum Beispiel Säulen hat. Zurzeit ist es jedoch so, dass wir etwa Dreiviertel unserer Proben in wechselnden Räumen verbringen. Das heißt, die künstlerische Arbeit geht immer von vorne los. Man muss erst den Klang einstellen, um dann an den Stücken zu arbeiten. Ganz abgesehen vom logistischen Aufwand, denn dafür ist unsere Verwaltung viel zu klein. Das ist als Dauerzustand für die Musiker nicht erträglich und hilft uns natürlich auch nicht, neue Musiker zu finden.

Sie haben über die Jahre bestimmt schon 150 Räume angesehen. Woran hakt es?

Der Probenraum muss mindestens ca. 200 Quadratmeter haben, eine Deckenhöhe von ca. 5 Metern, akustisch geeignet und abgeschirmt und klimatisiert sein. Dazu kommen Nebenräume, Erreichbarkeit und Infrastruktur. Und die Verwaltung sollte mit dem Orchester zusammengelegt sein. Das klingt nicht gerade utopisch, ist aber in der Münchner Immobilienlage extrem schwierig – erst recht zu wirtschaftlich akzeptablen Bedingungen. Um Förderung privater Art zu finden, muss man ein Objekt oder Projekt haben, das man vorzeigen kann, etwas, wo man sagt: »Hier, das ist es, da könnten wir einziehen!« Eine Option, an der wir schon lange arbeiten, ist beispielsweise der Gasteig. Da ist durch den Chef Max Wagner Bewegung in die Diskussion gekommen, und es kam der Gedanke auf, dass es ja schön wäre, ein Residenzensemble neben den Philharmonikern zu haben, das auch im Education-Bereich sehr aktiv ist, Konzertreihen gestaltet, vielleicht auch mit Mischformen etwa mit Theater oder Film oder experimentellen Sachen. Würde man das MKO dort verankern, wäre das mit Sicherheit ein Beitrag, der den Gasteig als Kulturzentrum bereichern würde. Und man hätte Konzertaktivitäten, die direkt für die Stadt sind. Das ist die Idee, die aber vom Umbau des Carl-Orff-Saals abhängt. Der ist für klassische Musik eigentlich nicht

beispielbar. Solisten weigern sich zum Beispiel, dort aufzutreten, er ist vor allem akustisch inakzeptabel. Außerdem müsste sich das MKO dann den Probenraum mit dem Chor der Philharmoniker teilen, den man auch umbauen müsste. Aber das wäre machbar, man könnte ihn gemeinsam bespielen, und auch die Nebenräume und Büros wären im Gasteig. Das MKO wäre institutionell damit verankert, was auch für die Zukunft der Education-Programme sehr wichtig wäre. Das alles ist aber momentan eine höchst unsichere Konstruktion – die SPD hat ja gerade erst einen Vorstoß gemacht, die große Gasteig-Lösung fallen zu lassen, – dann hätte sich das sofort zerschlagen.

Wenn sich keine Lösung findet, wird dann das Münchener zum Regensburger oder Augsburger Kammerorchester?

Wir wollen natürlich ein Münchener Kammerorchester bleiben. Wir haben hier sehr erfolgreiche Reihen aufgebaut, mit einem großartigen Publikum. Mir sagen auch andere Musiker und Komponisten: Wo sonst findet man in Deutschland 1000 Leute, die sich genauso einen Lachenmann, eine experimentelle Komposition von Clara Janotta wie eine Mozart-Symphonie anhören? Und alles mit großer Offenheit miterleben? Das ist ein Publikum, das über 20 Jahre gewachsen ist, im Durchschnitt jünger als bei anderen Orchestern.

In Freiburg zum Beispiel tut das Ensemblehaus für Barockorchester und das Ensemble Recherche ja gute Dienste ...

Wenn du als Kulturbetrieb einen identifizierbaren Ort hast, wo die Leute von der Schulklasse bis zum Seniorenverein hinkommen können, dann kannst du die Musikvermittlung auf ganz andere Füße stellen. Das heißt nicht, dass die Musiker nicht mehr in Schulen gehen oder vor Ort arbeiten. Trotzdem hilft ein fester Ort immens. Allein das Prozedere, an irgendwelchen Orten, wo wir proben, Zuhörer zum Beispiel für Workshops mit anzumelden, ist oft unglaublich aufwendig.

München tut sich weiterhin schwer, sehr schwer. Und das MKO hangelt sich von Provisorium zu Provisorium.

Einerseits tun wir so, als wären wir ein international wettbewerbsfähiges Münchener Orchester, das übrigens auch weltweit am meisten unterwegs ist. Andererseits ist es ein vollkommenes Rätsel, wie das trotzdem irgendwie geht, wenn wir den Probenbetrieb anschauen. Und das wieder verleitet schnell die Politik zu sagen: Ja, es geht ja! Doch das ist keine Dauerlösung. Die Entscheidung, was sich für die Zukunft auftut, wird in den kommenden Wochen und Monaten fallen, sowohl für uns selbst als auch für den Gasteig. Wenn die Gasteig-Alternative uns erhalten bleibt, dann ist immer noch nicht geklärt, wie es die nächsten zehn Jahre aussieht. Wenn sie wegfällt, ist überhaupt kein Land in Sicht. Wenn sich da keine politische Lobby für uns findet, ist das sehr schnell existenzgefährdend. ||

INTERVIEW: RALF DOMBROWSKI

MÜNCHENER KAMMERORCHESTER
www.m-k-o.eu

Anzeige



Jetzt Abo abschließen!

MÜNCHNER
PHILHARMONIKER



Durch alle
Türen an
der Schlange
vorbei.

mphil.de | 089 480 98 55 00



Miteinander reden

Miteinander leben:
»Fúria« von Lia Rodrigues
© Sammi Landweer
Richard Siegal:
»Roughhouse«
© Thomas Schermer

Das Festival Dance zeigt im Mai fünf hochkarätige Gastspiele und ebenso viele Uraufführungen, in denen zeitgenössische Choreografen den Blick auf das Thema Kommunikation richten, und schlägt Brücken zur (Münchener) Tanzgeschichte und Subkultur.

SABINE LEUCHT

Mülltüten, zuckende Körper zwischen Ekstase und Gewalt, Schönheit und Schrecken; blaue und goldene Farbe auf nackter Haut – und sehr viel »Fúria«! »Fúria« heißt »Wut« und die Lia Rodrigues Companhia de Danças versprüht sie in ihrem gleichnamigen Stück über das Brasilien nach der Wahl des Rechtspopulisten Bolsonaro. Der Abend ist ein Aufschrei aus dem Herzen der Favela in Rio de Janeiro, in der Rodrigues und ihre mehrheitlich afrobrasilianischen Tänzer arbeiten und leben. Mitten im »rassistischsten Land der Welt«, in dem, verriet Rodrigues der Zeitschrift »tanz«, »alle zwanzig Minuten ein junger Mann schwarzer Hautfarbe ermordet« wird. Nina Hümpel hat die brasilianische Choreografin erstmals zum Festival Dance eingeladen, das vom 16. bis 26. Mai der Frage nachgeht, wie wir miteinander kommunizieren. Es ist das vierte Festival unter Hümpels Leitung und das erste mit einem Thema: »Weil es nicht mehr reicht, vertrauten Diskurslinien zu folgen, fragen wir: Wie kommen wir raus aus unserer Blase und in Kontakt mit Menschen, die im übertragenen Sinne eine andere Sprache sprechen?« Da traf es sich gut, dass sich einige Choreografen dazu selbst schon positioniert hatten. Rodrigues mit einer selbst für sie »ganz neuen Wut-Qualität«, wie Hümpel meint, und »Bildern, die an Abu Ghraib erinnern«.

Auch Yang Zhen reagiert sehr deutlich auf Gegebenheiten in seinem Land, weshalb der junge chinesische Choreograf, den Hümpel mit entdeckte und erstmals 2015 in München prä-

sentierte, viel zu politisch für China ist – auch wenn sich das einem westlichen Zuschauer nicht unbedingt sofort erschließt. In dem bei Dance zur Uraufführung kommenden »Delta« stehen neun Künstler und Nichtkünstler aus Guangzhou, dem portugiesisch geprägten Macao und dem ehemals britischen Hongkong auf der Bühne, die heute im Periflussdelta zu Megacities zusammengezwungen werden. Es geht in Film, Tanz, Text und Gesang um ihre Biografien, Hoffnungen und Ängste und darum, dass sie im modernen China kein Gehör finden.

Recht buchstäblich auf das Thema Kommunikation hat sich Dance-Dauergast Richard Siegal eingelassen, der einen eigenen Text aus Kalauern und politisch (un)korrekten Diskurs-Fragmenten gezimmert hat und mit fünf Schauspielern und vier Tänzern seines Ballet of Difference die postfaktische Gesellschaft aufs Korn nimmt. Ein Kritiker der Kölner Uraufführung von »Roughhouse« sah »eine Folge von Szenen, manchmal fast Sketchen und Assoziationen rund um das Thema Repräsentation«, doch der Abend übt auch den Dialog über die Grenzen der eigenen Profession hinweg. Schauspieler und Tänzer begegnen sich dabei laut Hümpel »auf einer Ebene«. Und Siegal-Kenner dürften gespannt sein, ob sein hochdynamischer Tanz hier eine sprachliches Echo bekommt. Die Kulturen von Schauspiel, Tanz sowie Musik verbindet auch Jasmine Ellis in »Toni is lonely«,

worin die Einsamkeit eines Schauspielers zwischen Tänzern im Fokus steht. Das große Thema der jungen, in München lebenden kanadischen Choreografin sind die emotionalen und kommunikativen Brücken zwischen Menschen, die sie gerne auch bis ins Publikum schlägt.

Und in der Tat sind offenere Formen eine mögliche Antwort auf die Frage, wie wir miteinander reden und leben wollen. Ceren Oran lässt jeden Festivaltag sieben Stunden lang eine Tanz-Crowd auf Tuchfühlung mit Münchner Bürgern gehen, die mutmaßlich – »Who is Frau Trof-fea?« wird gerade noch entwickelt – wenig gemein hat mit der »Crowd« von Gisèle Vienne, deren artifiziell-mysteriösen Stücke meist in eine andere Zeit oder Welt entführen. Hier ist es die Rave-Kultur der neunziger Jahre, wobei die Tänzer laut Hümpel aussehen »wie junge Leute, die gerade aus dem Berghain kommen«.

Peter Trosztmer, dessen Klebeband-Installation zum Klettern, Sitzen und Schaukeln vor dem Gasteig beim letzten Dance-Festival etliche Passanten buchstäblich in sich aufnahm, wird diesmal mit dem Komponisten Zack Sattel einen virtuellen Raum mit Sogwirkung einrichten. Dafür ziehen sie auf das Gelände des Kreativquartiers an der Dachauer Straße, wo am letzten Festivalwochenende internationale Künstler, lokale Initiativen und Diskurse etwa zu Urbanität und Communities »das innovative Herz« der 16. Münchner Tanz-Biennale bilden. So Hümpel, deren Herz für diese wilde Mischung und auch das neue Format der »Dance History Tour« schlägt, bei der Festivalgäste auf Fahrrädern die Münchner Tanzgeschichte erkunden: »Wir fahren an Orte, die es teils nicht mehr gibt und werden zeigen, dass die Ursprünge des freien modernen Tanzes nicht in den Metropolen, sondern

in München liegen.« Von eher tanzhistorischem als kommunikationstheoretischem Interesse sind auch die Gastspiele von Marie Chouinard mit »Les 24 Préludes de Chopin / Henri Michaux: Mouvements« und William Forsythes jüngster Kreation »A Quiet Evening of Dance«. Chouinard hat Nina Hümpel eingeladen, »weil sie für den zeitgenössischen Tanz in Kanada und den USA eine ähnlich große Bedeutung hat wie Forsythe in Europa. So wie Forsythe einer der »Väter« des zeitgenössischen Tanzes ist, ist Chouinard eine der prägenden weiblichen Positionen.« Forsythe kommt zur Festivaleröffnung mit sechs seiner ehemaligen Tänzer nach München und mit radikal entsentimentalisierten Exerzitien. Aber auch mit dem Hip-Hop-Solisten Rauf »Rubberlegz« Yasit. Der Umgang mit unterschiedlichen »Sprachen« bleibt zentral. ||

DANCE 2019

Verschiedene Veranstaltungsorte | 16.–26. Mai
Der Vorverkauf läuft bereits, Informationen und Tickets: www.dance-muenchen.de



Choreograf Gaetano Posterino (vorne) probt mit Gabriel Wanka, Bernardo Pereira Ribeiro, Annalisa Piccolo und Margarida Neto | © cp

Zwei neue Stücke von Gaetano Posterino setzen sich mit Fragen auseinander, die aktuell ganz oben auf der Agenda stehen: Umweltzerstörung und Gendergrenzen.

Das Sterben des Schwans

Spitzenschuhe in der freien Szene? Ein Tütü im Wald? An der Isar bemerkte Gaetano Posterino die Unmengen an Plastikmüll. Schwäne bauen sogar ihre Nester damit. Auch in Amsterdam. Das Problem ist überall, unausweichlich, man kann es nicht verdrängen. Und weil ihn das Thema umtreibt, zeigt er in seinem neuen Stück »Mondo Paradiso«, wie der Schwan stirbt: am Amazonas.

Ende März ist Posterino mit zwei Tänzerinnen und zwei Tänzern mitten in den Proben. Er bringt noch rasch eine Plastiktüte herbei. Der Durchlauf beginnt mit repetitiven Klavierklängen, denen exotische und bedrohliche Färbungen zuwachsen. Die Plastiktüten ziehen sich die Tanzenden später über den Kopf, kämpfen mit so erschwertem Atem weiter. Wie die Tiere. Der Choreograf will starke Bilder schaffen, die im Kopf bleiben. Für das Sterben. Für die Zerstörung und Verschmutzung des Paradieses. »Auf den Seychellen – denkt man – sieht man Schildkröten«, erzählt er von einem Aufenthalt dort vor zwei Jahren.

»Man sieht auf so einem Atoll aber nur Plastikflaschen.« Und das Ballett? Wenn bei Posterino Spitzenschuhe zum Einsatz kommen, dann gilt: »Die Bühne ist keine schöne Statue.«

Gaetano Posterino ist als Tänzer und Choreograf viel herumgekommen. Seit 2015 arbeitet er hier und ist Mitglied des Netzwerks Freie Szene München. Ausgebildet wurde der Italiener an der dem National Ballet of Canada angegliederten Schule. Er tanzte in Florenz, war Solist am Teatro San Martin in Buenos Aires, in San Francisco, beim English National Ballet in London und beim Birmingham Royal Ballet, in Luzern und bei der Schweizer Ventura Dance Company sowie beim Peter Schaufuss Balletten. Lange war er erster Solist beim Hessischen Staatsballett Wiesbaden, für das er dann auch als Hauschoreograf tätig war (zuletzt auch für das Augsburg Ballett). 60 Werke hat er für internationale Kompanien bisher geschaffen.

Spitzentanz und Neoklassik sind die Basis von Posterinos Tanzästhetik. Bei der Beobachtung der Probe wird deutlich, wie gern er

Bodenfiguren einsetzt. In seinem »versatilen Stil« greift er auch zu modernem Bewegungsvokabular, Contemporary-Elementen oder zu Mitteln des Tanztheaters. In »Pink and Blue« z. B. sind zu einer Tarantella vier Stühle mit von der Partie. Bei diesem Stück spielt er mit seinem Quartett Beziehungsmöglichkeiten zwischen den Geschlechtern durch. Mit Pathos wohl. Und mit Präzision. Wie bei einem Männerduett zu Fado-Gesang ein linker Fuß das rechte Bein des Gegenübers hinaufstreicht, das arbeitet Posterino höchst genau. Und wenn der Choreograf sich selbst, korrigierend, in die Passage einschaltet, wo es gilt aus einem Ziehen und Fallen herauszugleiten, können die Augen kaum folgen, wie blitzschnell und präzise Posterino herausschwingt und dreht. || tb

POSTERINO DANCE COMPANY:
»MONDO PARADISO« & »PINK AND BLUE«
HochX | Entenbachstr. 37 | 25.–27. April,
20 Uhr | Tickets: www.hochx.de, 089 90155102

Anzeige

WALTZINGER KELLER

DIE LOCATION IM OBERLAND

STILVOLL FEIERN

ERFOLGREICH TAGEN

KULTUR HAUTNAH ERLEBEN

Waitzinger Keller - Kulturzentrum Miesbach
www.waitzinger-keller.de
400 kostenlose Parkplätze am Haus
Culinaria - Restaurant Mo. bis Sa. ab 17:30 Uhr geöffnet

Mit »Lumi« probiert sich die Schauburg an Tanztheater für Kinder ab drei Monaten.

Vehikel der Neugier

SABINE LEUCHT

Etwas leuchtet aus einer fellbezogenen Schachtel heraus. Kein Sonnen- oder Lampenleuchten ist das, das die Nacht vertreibt, sondern ein magisches, das man sogar heller pusten kann. Den kleinen Zuschauern im Liege- oder gerade mal Krabbelalter, die in der als Zelt verkleideten Kleinen Burg mit ihren Eltern im Kreis auf Fellen liegen, ist Magie noch ebenso wenig ein Begriff wie Synchronität. Sie wissen nicht, aus welcher Tradition die überwiegend bodennahen Bewegungen der beiden Performerinnen stammen oder dass »Silence«, was eine von ihnen singt, »Stille« heißt. Sie nehmen den Raum wahr, in dem nichts zu weit weg ist für ihr noch eingeschränktes Sichtfeld. Sie sehen den Unterschied, den Licht und Dunkel machen, und das Rollen und Schleichen der beiden Tänzerinnen Anna Grüssinger und Josefine Rausch, die in schimmernden Overalls mit rhythmischem Atmen und groß ausgreifenden Armen Zeit und Raum strukturieren und ihren kleinen Zuschauern knisternde Leuchtbällchen zum Knautschen und Austesten der eigenen Wirkmächtigkeit überlassen. Dass die Schatten von Zweigen an der Zeltwand, der von der Decke hängende Flachstrang oder die wie tanzende Quallen auf und nieder schwebenden Foliengebilde bei ihren erwachsenen Begleitern komplexere Assoziationen hervorrufen, juckt sie erst mal nicht.

Die Frage, ob man Tanz- und Objekttheater bereits für Kinder ab drei Monaten braucht, wie es die Schauburg mit »Lumi« erstmals versucht, ist selbst unter Kleinkindertheater-Enthusiasten umstritten. Aber es geht – und hebt all das, was man zu Hause, wenn man »nur« Kuschel- und Bewegungslust, Sinn für Stimmungen, jede Menge Basteltalent und Muße akkumulierte, theoretisch auch zuwege bringen könnte, auf eine andere ästhetische Stufe. Und wer weiß schon so genau, was eine frühe Begegnung mit etwas offenbar Fremdem, aber ganz und gar nicht Bedrohlichem mit einem Menschen macht?

Die Produktion ist ein Experiment – auch mit den Wahrnehmungskapazitäten des Publikums. Weshalb hier meist auch eine Linearität der Reize herrscht. Minimalistischer Gesang – zwei Silben, zwei Töne –, ein sanfter Schlag an die Klangschaale, der Ruf eines Kauzes, die Intensivierung oder Eintönung des Lichts, behutsame, ans Vertraute anknüpfende Bewegungen und einfache Ursache-Wirkung-Ketten: Das genügt. Mehr ist schnell zu viel. Doch die beiden Tänzerinnen, die das Stück auch entwickelt haben, hatten mit Karel Van Ransbeeck vom belgischen Theater De Spiegel einen der kenntnisreichsten Experten auf dem noch jungen Gebiet des Theaters für die Allerkleinsten an ihrer Seite. Und wer gesehen hat, welche Zielstrebigkeit die mobilsten unter ihnen entwickeln, wie ihr ganzer kleiner Körper zum Vehikel der Neugier wird, der wünscht sich eine solch intensive Ergriffenheit als erwachsener Zuschauer auch mal wieder. ||

LUMI

Schauburg | Elisabethplatz, Ecke Nordend-/ Franz-Joseph-Str. | 28. April, 5. Mai | 14 und 16 Uhr | 30. April, 7., 8. Mai | 10 Uhr | Karten nur telefonisch unter 089 233 371 55
www.schauburg.net

EVA-ELISABETH FISCHER

Die Bakchen werfen immer mal wieder tückisch ihre Fallstricke aus nach leichtsinnigen Regisseuren, die sich daranmachen, alte Mythen neu einzutüten. Jüngst, im Cuvilliéstheater, brachten sie Wim Vandekeybus ins Schlingern. Das ist der flämische Choreograf und Filmemacher, der einen vor gut 30 Jahren, nämlich 1986, mit seinen Kamikaze-fliegenden Tänzerinnen und Tänzern in »What the Body Does not Remember« staunen machte über die Gleichzeitigkeit reaktionsschneller Körperaktion und der gleichermaßen sensiblen Reflexion des eigenen Tuns. Damals war Vandekeybus 23 und hatte gerade begonnen, mit seiner Gruppe Ultima Vez höchst erfolgreich eigene Wege zu beschreiten und sich von dem flämischen Theatermacher Jan Fabre freundschaftlich abzunabeln.

Jetzt ist Vandekeybus 55 Jahre alt – ein gestandener, längst international etablierter Künstler, aber immer noch zu jung, um so etwas wie ein Alterswerk vorzubereiten. Und doch befindet er sich im Umbruch, auf der Suche nach neuen Inhalten und Formen. Der aktuelle Stand: mehr Text, weniger Bewegung. Und dies nicht erst seit heute. Vor zwei Jahren, beim Gastspiel von »Mockumentary of a Contemporary Saviour« im Residenztheater beim Festival Dance ersäufte er seine zirzensische Suche nach einem Erlöser in endlosen Textkaskaden, auf einen Haufen undefinierter Darsteller verteilt. Das Schönste daran war die Ausstattung: ein überdimensionaler Deckenschirm,



Sylvana Krappatsch als Agaue (links) und der unermülich malende Vincent Glowinski | © Danny Willems

Im Gebirge der Ekstase: Wim Vandekeybus' Inszenierung der »Bakchen« im Cuvilliéstheater schwankt zwischen Deklamationen und eher lendenlahmer Orgie.

Vorbeigerauscht

der in wechselnden Farben immer neue mystische Transformationen durchmachte.

Und auch diesmal, bei den »Bakchen«, war die Ausstattung berücksichtigend, und man dachte: Ja, dieser kubistische Bühnenaufbau in strahlendem Weiß auf der kleinen Bühne des Cuvilliéstheaters, der ist die einzig denkbare Antwort auf all den prunkvollen Rokokozierrat darum herum, vor allem aber die konsequente Antithese zur Bühnenorgie, zur Ekstase, zum inszenierten Rausch. Aber leider verflüchtigte sich dieser Purismus nur allzu schnell. Nämlich in dem Moment, als sich Vincent Glowinski eine Steilwand hinablässt und auf das Weiß einen ersten schwarzen Strich pinselt und dann den ersten fetten Klecks. Der waghalsige

Freeclimber aka Bonom, ein Graffiti-Künstler, der als menschlicher Pinsel mit dem ganzen Körper Mauern in schwindelnden Höhen bemalt, lässt an diesem Abend bald keinen Körperteil, kein Kostüm, keine Wand mehr aus.

In Vandekeybus' Inszenierung »Die Bakchen – lasst uns tanzen« ist er Mehrfachrollenträger wie alle anderen zehn Darstellerinnen und Darsteller dieser Koproduktion der Belgier mit dem Staatsschauspiel, als da sind Ultima Vez-Tänzer sowie Schauspieler aus dem Residenztheater-Ensemble und auch Freie, welche tanzend und farbleckend und sehr, sehr viel Text sprechend Peter Verhelsts Version nach Euripides wiedergeben. Neben den Bakchen und diversen Dionysos-Verkörperern trifft man auf den üblichen Personenreigen: die auferstandene Semele, die Mutter des von Zeus gezeugten Dionysos, dann Agaue, die Mutter des Königs Pentheus (Dionysos' Gegenspieler), und dann noch Pentheus' Großvater Kadmos und den Seher Teiresias. Sie tragen Schwarz und tragen auf enger Bühne ihre Wortgefechte aus, ein mythologisches Schattenkabinett im noch schwarz-weißen Raum.

Pentheus, die Verkörperung alles Rationalen, Reglementierten, und Dionysos, der Gott zügelloser, blutrünstiger Entfesselung – ihr Disput über die rechte Herrschermanier hätte in aller schwarz-weißer Abstraktion der Höhepunkt dieser Inszenierung sein können. Aber Wim Vandekeybus ist kein explizit politischer Denker, der darin die heute noch aktuellen Bezüge zugespitzt und entsprechend als inhaltliche Klimax herausgearbeitet hätte. Hinzu kommt, dass Till Firit und Niklas Wetzel der ganz große Auftritt so gar nicht gelingen mag. Sie reden und reden, bis die Orgie und damit die Bewegung ins Zentrum rückt, während sich im Laufe der insgesamt 90 Minuten Spieldauer der Bühnenraum zunehmend optisch verengt wegen der unausgesetzten Farbschmierereien, in denen irgendwann Blutrot und Königsblau das Schwarz dominieren.

Das Dionysische also siegt in all seinen Exzessen, in sexueller Entgrenzung, Drogenrausch, Jagd und Tod über die geordnete Staatsräson. Irgendwie. Männer und Frauen springen einander an in final mordlustiger Ekstase. Die ergreift auch Agaue, die Mutter des papierernen Pentheus, die in Gestalt von Sylvana Krappatsch merkwürdig jüngerlich daherkommt und am Ende nur mehr Unartikulierte in ihr Mikroport gurgelt. Solch gebremste Ekstase ergreift auch den blinden Teiresias, Rene Dumont, dem alle Weitsicht abhandenkommt. Die Tanzenden, welche sie eigentlich in wilde Trance mitreißen sollten, ergehen sich zu Paaren in steilen Hebungen. Sie exekutieren den Rest dessen, was tänzerisch vom Furor des jungen Wim Vandekeybus vor sich hin kokelt. Die grausam-absurde Bühnenorgie, die den Zuschauer in erregte Verzweiflung stürzt, die schaffte Jan Fabre am Ende seines 24-stündigen Tragödienmarathons »Mount Olympus« vor vier Jahren. ||

Anzeige

ANGELA HÜBEL
RINGE

Weitere Informationen bei:
Angela Hübel München Ph +49(89)12163537
info@angelahuebel.de www.angelahuebel.de

Ring: Diamond Bridge

DIE BAKCHEN – LASST UNS TANZEN

Cuvilliéstheater | Zugang Residenzstr. 1 | 23., 25. Mai | 20 Uhr | 26. Mai | 19 Uhr | Tickets: 089 21851940 | www.residenztheater.de



Café Populaire | © Barbara Braun || Klassenunterschiede bestimmen unsere Alltagsrealität, meint Nora Abdel-Maksoud | © Jan Krattiger

Seit ihrem Debüt bei Radikal jung 2015 hat Nora Abdel-Maksoud eine steile Karriere gemacht. Nun eröffnet sie das Festival mit der Klassen-Komödie »Café Populaire«.



Radikal lustig

PETRA HALLMAYER

Schon zum dritten Mal in Folge sind die Frauen beim Festival Radikal jung in der Überzahl. Diesmal sogar besonders deutlich. Da liegt es nahe, dass eine Regisseurin die Eröffnungspremiere im Großen Haus übernimmt. In »Café Populaire« erweckt Nora Abdel-Maksoud den totgesagten Begriff »Klasse« wieder zum Leben und entlarvt mit beißendem Witz unsere sozialliberalen Verblendungen und Selbsttäuschungen. »Café Populaire« führt in eine Kleinstadt mit dem sprechenden Namen »Blinden«. Hier treffen wir die Bildungsbürgerin und Hospizclownin Svenja, die altlinke Dame Püppi und Aram, einen Vertreter des »Dienstleistungsproletariats«, der auch bei Svenja putzt und mit ihr um die Übernahme des Gasthauses »Zur Goldenen Möwe« konkurriert. In der hyperkorrekten Svenja haust eine fiese innere Stimme namens »der Don«, ihr hässliches Alter Ego, das Unterschichtler, Wurstesser und »Frauentausch«-Gucker verachtet und sich immer hemmungs- und schamloser in den Streit einmischt.

Wie tief wir das System der sozialen Kategorisierungen verinnerlicht haben, hat die Bourdieus-Leserin Abdel-Maksoud bei sich selbst beobachtet. In der Inszenierung des Züricher Theaters am Neumarkt demonstriert sie, wie das Distinktionsmittel des »guten« Geschmacks knallhart Grenzen absteckt, wie wenig durchlässig die Schichten sind. Der Begriff »Klasse«, meint sie, »riecht streng nach altsozialistischer Bergbauromantik«. Dabei bestimmen Klassenunterschiede unsere alltägliche Realität. Sie entscheiden »über die soziale Stellung in der Gesellschaft und über den jeweiligen Habitus, der uns und allen anderen klar macht, wohin wir gehören.« Das Wort zu tilgen entschärft und verwischt die Wahrnehmung. »Wenn man das Ganze nicht mehr benennen kann, wird es natürlich schwieriger, gegen diese Unterschiede anzukämpfen.«

Begonnen hat die 35-Jährige als Schauspielerin. Aus Frustration über weibliche Rollenklischees wechselte sie zur Regie, entstand ihr erstes Stück »Hunting von Trier«, eine Persiflage auf Geschlechterstereotypen. Als die in München geborene und zwischenzeitlich nach Berlin abgewanderte Schauspielerin, Dramatikerin und Regisseurin 2015 mit ihrer erfrischend überdrehten und herrlich komischen Kunstbetriebssatire »Kings«, einer Produktion des Ballhaus Naunynstraße, zum ersten Mal zu Radikal jung eingeladen wurde, war dies für sie schlicht »sensationell«. Damals kannte sie noch kaum jemand. Die Einladung wurde zu einem »Türöffner« für sie. »Dieses Festival«, erklärt sie, »hat eine große Strahlkraft im Theaterbetrieb.« Im Anschluss holte Christian Stückl sie als Gastregisseurin ans Volkstheater, wo sie in »Sie nannten ihn Tico« zwei liebenswerte Loser auf eine Reise durch eine von sozialer Kälte regierte Republik schickte. 2017 war sie mit ihrer Filmbusinessfarce »The Making of« erneut zu Gast bei Radikal jung. Im selben Jahr wurde Abdel-Maksoud von »Theater heute« zur besten Nachwuchsregisseurin gewählt und mit dem Kurt-Hübner-Preis ausgezeichnet.

Ihre Regiearbeiten entstehen aus einem persönlichen Impuls heraus, meist einem Moment der Empörung. Doch Sozialdramen oder politische Pamphletstücke liegen ihr nicht. Nora Abdel-Maksoud macht aus ihrer Empörung über gesellschaftliche Verhältnisse satirische Komödien. Dass die Münchner Tochter einer Schwäbin und eines Tunesiers bei einem Publikumsgespräch nach »Verücktes Blut« einmal gefragt wurde, »Was sagt denn Ihr Vater dazu, wenn Sie auf der Bühne Ihr Kopftuch abnehmen?«, könnte eine Pointe aus einem ihrer Stücke sein.

Auch in »Café Populaire« darf man wieder viel lachen. Allein wohl auf Distanz zu gehen, erlaubt der Abend, der wie eine »SZ«-Kritikerin befand, »zwischen schmerzhaft wahr und wahn-sinnig komisch« pendelt, den Zuschauern nicht. Abdel-Maksouds Komik zielt mitten hinein ins zeitgenössische liberale Kulturbürgertum. Statt Klassiker zeitgerecht umzumodellieren, schreibt sie ihre Stücke lieber gleich selber – wie mittlerweile viele jüngere Regisseure. Auch Florian Fischer fungiert bei dem Dokutheaterabend »Operation Kamen« über eine Geheimdienstoperation in der Tschechoslowakei als Autor und Regisseur. Anta Helena Recke präsentiert mit »Angstpiece« ein mit Julia*n Meding geschaffenes Stück über deren Agoraphobie. Die Zeiten, als das Programm von Radikal jung reich war an Schiller- und Shakespeare-Texten, sind vorbei. In der mit 15 Produktionen bislang größten Ausgabe des Festivals greift nur Leonie Böhm »Yung Faust« auf einen Klassiker zurück.

Mit ihren in rasendem Tempo vorüberfetzenden Inszenierungen, die oft zu Publikumshits werden, will Nora Abdel-Maksoud »Theater für alle« machen. Als eine neue Form des Volkstheaters werden diese mitunter bezeichnet, und damit ist sie sehr einverstanden. »Ich mag das Wort Volkstheater unglaublich gern.« Entstaubt bedeute es ein Theater, »das Geschichten erzählen will, nahbar und inklusiv ist. Das Spannende an Radikal jung aber«, fügt sie hinzu, »ist ja gerade, dass es zeigt, was derzeit alles an Gleichzeitigkeit stattfindet: avantgardistisches, experimentelles, performatives und eben auch Volkstheater.« Auf dem von großer Diversität geprägten Programm stehen Produktionen von Stadttheatern wie Lucia Bihlers Wiener Adaption von Robert Menasses Roman »Die Hauptstadt« neben Arbeiten von freien Kollektiven wie »The Agency« und Gastspielen aus Frankreich und den USA.

Dass sie nun zum dritten Mal zu »Radikal jung« eingeladen wurde, hat Nora Abdel-Maksoud »völlig überrascht«. Türen öffnen braucht ihr heute niemand mehr. Aber sie freut sich sehr darauf, noch einmal dabei zu sein. Weil man auf diesem Festival, wie sie erklärt, so viele neue spannende Gesichter kennenlernen kann und »weil die Atmosphäre einfach weltklasse ist.«

RADIKAL JUNG

Volkstheater | 17. April bis 5. Mai | alle Termine unter www.muenchner-volkstheater.de | Tickets: 089 5234655

VORMERKEN!

ab 4. April

KENNEN SIE DIE MILCHSTRASSE?

Theater viel Lärm um Nichts | Pasinger Fabrik
Do-Sa 20 Uhr | bis 8. Juni | Tickets: 089 82929079
www.theaterviellaermumnichts.de

Regisseur Andreas Seyferth entdeckt in einer Kriegsheimkehrergeschichte von 1955 Parallelen zur Welt, in der wir leben. Der Kernsatz von Karl Wittlingers »Kennen Sie die Milchstraße?« lautet: »Das menschliche Leben und die Behörden, das hat überhaupt nichts miteinander zu tun.« Dem würden auch heute sicher viele zustimmen. Umso mehr aber Wittlingers Hauptfigur Samuel Kefer, genannt Sem, der in dem durchaus ins Absurde strebenden Stück aus dem Krieg heimkehrt, aber offiziell tot ist. Egal, er legt sich die Identität eines zwar biologisch, aber nicht amtlich Toten zu, um neu anzufangen. Man kann schließlich aus jedem Leben was machen, denkt er – und landet in der Irrenanstalt, wo er die Milch ausfährt und erzählt, er sei von einem anderen Stern (Kritik in MF 85).

ab 6. April

DER LETZTE DRECK

TamS | Haimhauserstr. 13a | bis 25. Mai | Mi-Sa 20.30 Uhr
(nicht 17.–20. April) | Tickets: 089 345890 | tams@tamstheater.de

Beate Faßnacht war Kostümbildnerin, bevor sie zu schreiben begann. Vielleicht hat sie deshalb eine Vorliebe für bildhafte Figuren. Die absonderlichen Konstellationen ihrer Stücke passen jedenfalls besonders gut ins TamS. »Der letzte Dreck« ist bereits ihr viertes Stück, das dort gespielt wird, diesmal sogar als Uraufführung. Lorenz Seib inszeniert das Königsdrama von der Blumenwiese, in dem Gänseblümchen, Löwenzahn, Marienkäfer, Schnecke und Wurm sich auch nicht viel anders aufführen als ihre größeren Erdenmitbewohner. Nämlich entsetzlich. Ihre hervorstechenden Charakterzüge sind Kleinkariertheit, Eigennutz und Angst vor dem Unbekannten. Und dann reimen sie auch noch auf Teufel komm raus (Kritik in MF 85).

11.–13. April

INSTINCT/TRILOGIE BASISMOTIVATIONEN

Pepper Theater | im PEP Neuperlach, Thomas-Dehler-Str. 12
20 Uhr (13. April 18 Uhr) | www.kulturbunt-neuperlach.de

Die Body-Art-Performerin Marie Golüke stellt ihren Körper ins Zentrum ihrer ursprünglichen Performances, wie es Künstlerinnen wie Carolee Schneemann in den 60er und 70er Jahren taten, um Tabus zu brechen und eine feministische Ästhetik zu etablieren. In »Instinct« verhandelt Golüke auf der Grundlage von Interviews mit Frauen und Männern zwischen 18 und 60 den Spannungszustand zwischen bewusstem und unbewusstem, angeborenem und erlerntem, kultiviertem und unkultiviertem Verhalten. In einem Triple-Feature verknüpft sie am 13. April ihre Performances »Erotism«, »Shame« und »Instinct« zu einem Abend über die Fragen: Was ist Erotik und welche Rolle spielt sie? Woher kommen Scham und Schamlosigkeit? Und was ist Instinkt?

26.–28. April

IN:BETWEEN

Pepper Theater | im PEP Neuperlach, Thomas-Dehler-Str. 12
20 Uhr (27. April 18 Uhr) | www.kulturbunt-neuperlach.de

Erfahrungen von Minderheiten sind Azeret Azouas Thema. Die gebürtige Amerikanerin beschäftigt sich mit Vincent Kadiri und Nathan Bechhofer in ihrem Podcast »Two Blacks & a Jew« mit Diskriminierungsformen und Postkolonialismus. Mit dem COLLECTIVE IN:BETWEEN inszeniert Azoua eine Performance über strukturellen Rassismus. Schauplatz ist der Flughafen Amsterdam. Eine junge schwarze Frau fährt nach Hause, nach Detroit. Sonderkontrolle: Wie heißen Sie? Warum fliegen Sie in die USA zurück? Sind Ihre Eltern US-Bürger? Haben Sie je ein Verbrechen begangen? Sind Sie Mitglied einer terroristischen Vereinigung? Sind Sie wütend? Warum sind Sie so aufgeregt? Drei weiße Männer und eine schwarze Frau allein. Sie weiß: Das kann sehr unangenehm werden.

SÜDTIROL JAZZ FESTIVAL ALTOADIGE
www.suedtiroljazzfestival.com
www.altoadigejazzfestival.com
28/06 2019
07/07

EXPLORING IBERIA

#SJF19

SÜDTIROL

Anzeige

UNBEDINGT!

Seit seiner Premiere am 6. Oktober letzten Jahres zieht Christopher Rüplings Theaterabend »Dionysos Stadt« trotz seiner Länge die Zuschauer magisch an. Die Münchner Kammer-spiele realisieren damit berausend das Mysterium Theater und die Stärke alter Texte.

Das erstaunlich heterogene Publikum – jung, alt, konservativ oder trendig – ist einhellig begeistert, obwohl zunächst nur putzig gespielte Schafe weiden und lange nichts passiert. Bald schon liest man auf LED-Anzeigen aber Zitate wie »Zurückzublicken ist der Weg vorauszuschauen« und staunt über ein Bild der Frühzeit, als noch niemand philosophisch sich und das Sein befragte. So zieht Theater Leute ins Geschehen! Ein Conférencier macht die Zuschauer vor ihrem zehnstündigen Antike-Marathon mit dem originalen Dionysos-Fest vertraut. Da bekamen Athens Bürger den Theaterbesuch gratis, Wein dazu und von der Polis für ihre Teilnahme an der Reflexion gesellschaftlicher Fragen sogar ihren Verdienstausschlag, was hier für einen Herrn real wird. Rauchen dürfen die Zuschauer auch, nach feuerpolizeilicher Vorschrift jedoch nur auf der Bühne. All das schafft eine ungewöhnliche Nähe zu dem, was nun verhandelt wird.

Dabei erweist sich die von Homer über die Tragiker bis zu Goethe und Heiner Müller klug zusammengestellte Textkollektion in Christopher Rüplings Inszenierung als großartig gespielte, bildkräftige Komposition. Sie reicht von der Entstehung der Welt über die Entthronung der Götter bis zur Selbstermächtigung der Menschen durch Technik, die ihnen Prometheus mit seinem Feuerraub ermöglicht. Dafür straft ihn die Universalgestalt des Zeus. Als der befreite Rebell den Menschen erfindet, der sich zum herrschenden Subjekt der Welt aufschwingt, jubeln die Zuschauer Gott und Rebell, die per Stagediving über ihren Köpfen schweben. Das »Warum?« des Zeus aber hallt nach, denn mit der Gabe des Prometheus schmieden Menschen Waffen und entfachen Kriege. Wie im zweiten Stück den gegen Troja, dessen Größe der vorgetragene Schiffskatalog zu Schlagzeug und Elektrosound physisch zu fühlen zwingt. Die Schlacht gipfelt im Blutausch Achills, ihre Folge klingt wie heute: »Nun liegt sie in Schutt, die Stadt, in der ich aufgewachsen bin!« Trojas Witwen klagen Helena als eine gierige First Lady an, der Erfolg mehr gilt als Ehre. Im Krieg ging es aber nicht um sie, sondern wie immer um Macht, Reichtum und Kontrolle. Das Furchtbare am anschließenden Niedergang steigert das dritte Stück: Nach ihrem Rachemord an Agamemnon und Cassandra setzt Klytaimnestra mit Aigisth ihr Leben als ausschweifende Party fort, an deren langen Tafeln sich Zuschauer bewirten lassen, während Orestes und Elektra in einem Blutbad ihren Vater rächen. In der Pause stärkt sich das Publikum und tanzt.

Beim finalen Satyrspiel will keiner mehr zusehen, wie die Menschheit sich zugrunde richtet. Alle suchen Ablenkung in einem Spiel, dessen Reibereien harmlos sind. Einer aber bemerkt, dass er den großen Kampf verloren und seine Chance verpasst hat, würdig in Schönheit abzutreten. Daher seine Melancholie, das typisch griechische Temperament, die in einem bleibenden Moment zum Ausbruch kommt! Statt seines Namens noch ein Wort zum Dionysischen: Es ist das Theater als Kultort des Dionysos, des Gottes der Verwandlung, das die Entwicklung der Menschheit zum Desaster und alle zugleich als Täter und als Opfer zeigt. Es hebt das meistens Verdrängte ins Bewusstsein, doch im exemplarischen Rahmen eines Festes – für mich des faszinierendsten seit Langem.

KARL-PETER FÜRST

DIONYSOS STADT

Kammer 1 | 6. April, 29. Juni, 6. Juli | 13 Uhr
7. April, 30. Juni | 12 Uhr | Tickets: 089 23396600
www.kammerspiele.de



Thomas Bernhards »Minetti« feiert im Theater Blaue Maus Premiere mit Gerd Lohmeyer in der Titelrolle.

Stichwortgeber Andreas Bittl leistet Gerd Lohmeyers »Minetti« (r.) beim Warten Gesellschaft | © Franziska Hund

Tragikomödie eines Schauspielers

PETRA HALLMAYER

Was für ein Abstieg. Mit seinen letzten Ersparnissen ist der einst gefeierte Schauspieler nach Ostende gereist. Nun sitzt er während eines Schneesturms in einer Silvesternacht in einem drittklassigen Hotel. Er wartet auf einen Theaterdirektor, in der Hoffnung, noch einmal Shakespeares Lear spielen zu können und tut, was Thomas Bernhards Figuren am liebsten tun: Er monologisiert, giftet und donnerwettert gegen die Zeit und die Welt, den »Geistesunrat« und den »Stumpfsinn« der Gesellschaft, des Theaterbetriebs und des Publikums.

»Ein Porträt des Künstlers als alter Mann« nannte Bernhard seine Hommage an den legendären Bernhard Minetti im Untertitel, die Alois Maria Heigl im Theater Blaue Maus mit Gerd Lohmeyer in der Titelrolle auf die Bühne bringt.

Bernhards Minetti, in dem ein Ignorant und ein Wahnsinniger stecken, ist berauscht von sich und seinem Kunstanspruch, selbstherrlich, jämmerlich einsam, gnadenlos boshaft, nährisch verblendet und verstörend scharfsichtig. »Er ist«, so Lohmeyer, »ein radikaler Schauspieler, der nur für die Kunst lebt und schließlich sich selbst mit seiner Rolle verwechselt.« Im Hotelfoyer begegnet er der Ahnung von einem Leben jenseits der Bühne in Gestalt eines jungen Mädchens. Die anderen Gäste, über die Minetti seine Tiraden ergießt, sind in der Blauen Maus als projizierte Masken von James Ensor präsent. Die Rolle des Stichwortgebers übernimmt als Portier, Hotel-dienster und Musiker am Klavier der frühere Resi-Schauspieler Andreas Bittl, der im neuen Münchner »Polizeiruf 110« an der Seite von Verena Altenberger ermittelt wird.

Mit dieser Inszenierung erfüllt sich für Lohmeyer, der vor vielen Jahren als unvergesslicher tyrannischer »Weltverbesserer« in seinem Sessel thronte, ein Herzenswunsch: noch einmal in einem Stück von Bernhard auf der Bühne zu stehen. Thomas Bernhard gehört neben Werner Fritsch und Beckett, wegen dem er »als junger Mann unbedingt zum Theater wollte«, zu den großen literarischen Lieben Lohmeyers. »Er ist ein wunderbarer Sprachkünstler. Seine Texte, in denen die Gedanken in Mäandern und Wiederholungsschleifen ihre Verstärkungskraft entfalten, sind ungemein klug und raffiniert gebaut.«

Er versteht das Stück als eine fundamentale Auseinandersetzung mit dem Theater und der Rolle des Schauspielers, die, wie er meint, gerade heute, in Zeiten des Authentizitätswahns auf den Bühnen wieder sehr notwendig sei. Im Gegensatz zu seiner Figur aber genießt der 74-Jährige seine späten Jahre. Er hat noch viel vor und will demnächst eine Reihe mit Werner-Fritsch-Lesungen und -Aufführungen konzipieren. Das Geld, um sich Theaterprojekte wie »Minetti« leisten zu können, verdient er bei Film und Fernsehen. Bereits letzten November hat er begonnen, mit Heigl an der Inszenierung zu arbeiten, obgleich damals noch gar nicht feststand, wo sie Premiere feiern würde.

Ein Abend »zwischen Philosophie und Clownerei« soll es werden, erklärt er, gescheit, grotesk, komödiantisch und berührend. »Man weiß nie, ob das Telegramm des Theaterdirektors, auf das dieser alte Mann seine letzten Hoffnungen setzt, wirklich existiert.« Natürlich wartet Minetti vergebens. »Am Ende wird er«, so Lohmeyer, »wie Lear an gebrochenem Herzen sterben.« ||

Anzeige

von Ariane Mnouchkine

DIE LETZTE KARAWANSERIE

Metropol
metropoltheater.com

MINETTI

Theater Blaue Maus | Elvirastr. 17a | 11., 12., 18., 19., 22., 25.–27. April | 20 Uhr | 28. April | 18 Uhr | Tickets: 089 182694
www.theaterblauemaus.de



Wir sind Pasolini (v.l. Max Gindorff, Philip Dechamps, Gunther Eckes, Franz Pätzold, Tim Werths)
© Matthias Horn

Mörderischer Höllenritt

GABRIELLA LORENZ

Schade, dass man das informative und erhellende Programmheft nicht in Ruhe vor der Aufführung studieren kann. Denn das deutsche Publikum ist überwiegend nicht sehr vertraut mit den Werken der beiden Dichter, die der italienische Autor Federico Bellini in »Eine göttliche Komödie. Dante <> Pasolini« verklammert. Cinéasten kennen Pasolini als systemkritischen Filmemacher, weniger als Poeten. Und wer außer Romanisten hat je die monumentale »Comedia«, die Dante von 1307 bis 1321 schrieb, wirklich gelesen? (Das göttliche Attribut »divina« erhielt sie erst im 16. Jahrhundert.) Dass die Bellini-Uraufführung durch den Regisseur Antonio Latella als letzte Premiere der Amtszeit von Intendant Kušej im Residenztheater stattfand, ist der Dramaturgin Laura Olivi zu verdanken, die schon mehrere Kooperationen mit experimentellen Künstlern aus Italien eingefädelt hat.

Am 1. November 1975 fuhr der schwule Regisseur Pier Paolo Pasolini mit dem Strichjungen Pino Pelosi nachts an den Strand von Ostia. Dort entdeckte man seine Leiche am nächsten Tag mit schlimmsten Misshandlungen, überfahren vom eigenen Auto. Der 17-jährige Pelosi gestand den Mord und saß sieben Jahre in Haft. Danach widerrief er sein Geständnis. Obnehin war offensichtlich, dass der schwächliche Häftling nicht allein der Mörder sein konnte, am Tatort fand man DNA-Spuren von fünf Personen. Steckten die Faschisten dahinter? Oder die Politmafia, die Enthüllungen zu den kriminellen Machenschaften der staatlichen Benzingesellschaft ENI fürchtete? Pasolinis letztes Werk »Petrolio« blieb unvollendet, der Mord bis heute ungeklärt.

Auf der leeren Bühne steht Pasolinis Alfa GT 2000 (Bühne: Giuseppe Stellato) vor der Brandmauer. Zwei gleich gekleidete Männer in Lederjacken (Kostüme: Graziella Pepe) steigen aus, der flüchtige Sex über der Kühlerhaube mündet in eine brutale Schlägerei. Pasolini (Tim Werths) krümmt sich halb bewusstlos am Boden, schreit: »Warum zerbrichst Du mich?« Die Situation wiederholt sich, zwei, drei, vier Mal, aber jedes Mal kommt ein neuer Schläger dazu, alle im gleichen Outfit (Philip Dechamps, Max Gindorff, Nils Strunk, Gunther Eckes, Franz Pätzold). Die sich steigernde Gewaltraserei provozierte bei der Premiere laute Buhs. Zwei Polizisten beschließen in einem komischen, stummen Gebärdendialog, gar nicht hier gewesen zu sein. Im Todesdelirium hört Pasolini die Stimmen der »Göttlichen Komödie«, die er zwei Mal erfolglos umdichten wollte. Dantes Führer durch die Kreise der Hölle und des Fegefeuers war der antike Dichter Vergil, für Pasolini ist es der weise, sprechende Rabe aus seinem Film »Uccellacci e uccellini« (Franz Pätzold mit schwarzem Federkragen). Die Schilderungen der Hölle überlagern sich mit Pasolinis Lebenssituationen, doch wirklich zwingend erscheint die Verknüpfung nie. Im Purgatorium tritt seine Mutter in den Fokus, als Urbild von Dantes Liebesidol Beatrice, die auch Züge einer Sirene und Hexe annimmt. Im verzweifelten »Vater unser«-Anruf ringt er mit dem Papa um Macht und Zuneigung. Und als jüngerer Bruder Guido, der mit 20 als Partisan starb und Liebling der Eltern blieb, heimst zu Beginn der Bub Bruno Opaçak mit seinem Dribbeltalent Szenenapplaus ein.

Regisseur Latella setzt Zeitlupe und Rücklaufftechnik ein, mischt willkürlich mit teils abgegriffenen Mitteln Performatives und Narrativ. Eine Telefonzelle – Draht zur Familie – dreht selbsttätig eine Bühnenrunde. Der Alfa führt ein technisches Eigenleben, seine Modellversion wird am Ende fast zärtlich über Pasolinis Körper geschoben. Alle Darsteller sind fast immer präsent, oft nackt, sprechen an Mikros, singen Canzoni wie »Volare«, tanzen zu Heavy-Metal-Rap im Stroboskop-Lichtgewitter. Der nackte, geschundene Pasolini wird am Glied gepackt und über die Bühne geführt. Aber »Aufhören«-Rufe und Zuschauerflucht reichten nicht zum Premierenskandal, dafür ist das Münchner Publikum zu aufgeschlossen und wohlwollend. Verdienter Applaus für die wagemutigen, überzeugenden Schauspieler. ||

EINE GÖTTLICHE KOMÖDIE. DANTE <> PASOLINI
Residenztheater | 8., 26., 30. April | 19.30 Uhr | 9., 16. Mai
20 Uhr | Tickets: 089 21851940 | www.residenztheater.de

Anzeige

GÄRTNER PLATZ THEATER

NEW YORK NEW YORK

ON THE TOWN
Musical von Leonard Bernstein

AB 26. APRIL 2019

TICKETS | TEL +49 (0)89 2185 1960 | www.gaertnerplatztheater.de



Vernon Subutex' Jünger (von oben n. u.):
Nils Kahnwald, Gro Swantje Kohlhof, Thomas Hauser | Arno Declair

Stefan Pucher schleift in den Kammerspielen Virginie Despentes Romantrilogie »Das Leben des Vernon Subutex« glatt.

Zerstörte Träume

PETRA HALLMAYER

Zum Auftakt spricht Alex Bleach per Video zu uns, ein Rockmusiker, der sich auf den kapitalistischen Markt begeben hat und darauf umkam. Der tote Sänger wird bei Stefan Pucher zu einer immer wieder erscheinenden Passions- und Lichtgestalt, ein Rebell, der das System zornig anklagt. Bleach, dessen Erbe eine Krimihandlung auslöst, zum Einstieg in die Bühnenadaption von Virginie Despentes' Romanen zu benutzen, bietet sich an, doch Pucher greift dabei zu einem Heldennarrativ, dem die Vorlage klugerweise nie verfällt.

Despentes' dystopische Subutex-Trilogie, in der eine Utopie aufscheint, erzählt die Geschichte des Plattenhändlers Vernon, der seinen Laden verliert und zum Obdachlosen wird, ehe er als DJ zum Guru einer von der Musik vereinten hip-pieschen Gemeinschaft aufsteigt.

Auch Vernon ist in den Kammerspielen von Beginn an von der Aura des Popstars umweht, ein schönes wie einem Plattencover entsprungenes Schemen, das als Projektionsfläche für allerlei Sehnsüchte dient. Der DJ wird auf der Bühne zum Sänger, der uns emotional verführt, und dafür hat Pucher mit Jelena Kuljić die perfekte Besetzung. Wie sie etwa Leonard Cohens »You want it darker« vorträgt, das ist fantastisch. Vernons Absuchen in die Obdachlosigkeit wird nur malerisch hingetupft und mündet in eine in Schwarz-Weiß-Aufnahmen zelebrierte die christliche Ikonographie zitierende Waschung. Der Schmutz und die Armut werden bei Pucher elegisch veredelt.

Despentes porträtiert eine Fülle versehrtter Figuren, gescheiterte Träumer, zynische Karrieristen, rechte Schläger, frühere Freunde Vernons aus der Punkrockszene, die sexistische Sprüche klopfen und rassistische Wutreden schwingen. Sie rüttelt an unseren Denkschablonen und lässt das Bild einer innerlich kaputten Gesellschaft entstehen.

Pucher führt auf der amphitheaterartigen Bühne mit einem DJ-Pult als Kanzel eine lange stylische Typenparade vor. Darunter: der Drehbuchautor Xavier (Samuel Stoyanov), der koksende Trader Kiko (Nils Kahnwald) und der skrupellose Filmproduzent Dopalet (Jochen Noch). In dem fabelhaften Ensemble glänzen zumal Thomas Hauser als Ex-Pornostar Pamela, Wiebke Puls als Cyber-Mobberin Hyäne, Gro Swantje Kohlhof als vergewaltigte Céleste und Annette Paulmann als pittoreske Pennerin, die ihren Zorn herausbrüllt und lustig schräg den Bond-Song »Skyfall« krächzt. Ein Gesellschaftsportrait jedoch wird aus dem Figurenreigen, der einem innerlich fern bleibt, nicht.

Nach der Pause versammeln sich alle hässlich schick uniformiert, halten Monologe und streiten, aus dem Kontext gelöste Figurenaussagen werden zu einem feministischen Textblock collagiert. Gemeinsam besingen sie »La Résistance«, ehe sie ein Terroranschlag niedermetzelt. Verstörend wirkt das nicht. Dafür ist diese Inszenierung leider zu klischeelastig und reibungsfrei glattgeschliffen. ||

VERNON SUBUTEX
Kammer 1 | 14. April | 15 Uhr | 22. April | 19 Uhr | Tickets:
089 23396600 | www.kammerspiele.de



Pascal Fligg, Agnes Decker, Pola Jane O'Mara und Jakob Immervoll (v.l.) als Karikaturen der Globalisierung © Gabriela Neeb

Lukian Guttenbrunner lässt in »Die lächerliche Finsternis« vier Schauspieler mit Karacho durch Wolfram Lodz' Hörtext brettern.

Dieter Nelle inszeniert Robert Musils »Törless« im Teamtheater als dichtes Psychodrama.

Gruppendynamik und Gewalt

HANNES S. MACHER

Grau ist hier alles: Die Anzüge der Schauspieler, die Wände, der Bühnenboden und ein Vorhang im Hintergrund (Bühnenbild und Kostüme: Manuela Müller). Denn grau und trist ist die Atmosphäre im österreichisch-ungarischen k.u.k. »Internat für die besten Söhne des Landes«. Nur ein runder weißer Teppich in der Mitte der ansonsten leeren Spielfläche könnte ein Zeichen der Hoffnung für eine positive Zukunft der Zöglinge dieser Anstalt sein. Doch er ist der Mittelpunkt des Mobbing, der Demütigungen und all der anderen auf ihm ausgetragenen körperlichen und seelischen Torturen, die in diesem Heim zum Martyrium des Schwächsten der schulischen »Solidargemeinschaft« eskalieren.

Einen der ganz großen Romane des psychologischen Realismus schrieb Robert Musil im Jahre 1906, in dem er die Nöte der Pubertät von vier Pennälern einer »Eliteschule« schildert, die sich von zarter Homoerotik über üblen Psychoterror bis zum sexuellen Missbrauch und zur brutalen Vergewaltigung steigern. Der Horror schlechthin für den des Diebstahls bezichtigten Internatsschüler Basini (Axel Brauch), an dem Törless (Peter Blum) und die beiden anderen von Machtobsessionen berauschten Mitschüler Reiting (Adrian Spielbauer) und Beineberg (Olaf Becker) ihre sexualisierten Aggressionen auslassen. Nur: Törless, der sich trotz aller auch von ihm zu verantworteten Torturen zu Basini hingezogen fühlt, ist als letztlich sensibler junger Mann vom exzessiv gesteigerten Sadismus seiner beiden Kumpel zunehmend angewidert. Hin- und hergerissen zwischen seiner eruptiven pubertären Sexualität und dem langsam sich entwickelnden Gefühl für Humanität erkennt er bei seiner Ich-Findung, dass die Würde des Menschen eigentlich unantastbar ist.

Zwei Stunden spannendes Psychotheater destillierte Dieter Nelle als Autor der Bühnenfassung und als Regisseur aus Musils Romanvorlage, wobei er die auf der Gruppendynamik basierende Gewaltspirale, die immer rabiatere Züge im menschenverachtenden Internatsalltag annimmt, ungemein bedrückend herausgearbeitet hat. Zudem schwingt auch stets der Blick auf den sexuellen Missbrauch in kirchlichen und anderen Institutionen der Gegenwart und die Sublimierung der Sexualität durch übersteigertes Männlichkeitsgehabe und grenzenlose Machtbesessenheit in totalitären Staaten unterschwellig mit.

Mag das gelegentliche Pathos der Schauspieler bisweilen allzu expressionistisch fiebernd sein und die Darsteller der Pubertätsnöte nicht gerade dem Pennäleralter entsprechen, so ist diese Bühnenfassung von Musils »Die Verwirrungen des Zöglings Törless« doch ein berührender Theaterabend, der ganz gewaltig unter die Haut geht. ||

Peng und Vorbei!

SABINE LEUCHT

Der »schwarze Neger« Ultimo Michael Pussi wäre ja gerne etwas anderes geworden als Pirat. Mit dem Boot namens Hoffnung und seinem Freund Tofdau hat er sich als Fischer versucht. Doch das Meer war leer – da waren die Frachter aus Indien, Holland, Japan und Deutschland schneller – und an seinem ver-

waisten Grund lauerte die Wut. Wolfram Lodz' viel gerühmter und gespielter Hörspieltext »Die lächerliche Finsternis« stellt den Monolog des als Enterer so tollpatschigen wie als Selbstverteidiger beredten Somaliers einer Spritztour voran, die den Spuren von Joseph Conrads »Heart of Darkness« und Francis

Ford Coppolas »Apocalypse Now« folgt, dabei aber den dunklen Kontinent von der bloßen Kulisse emanzipiert. Es geht hier um die Schicksale im toten Winkel des westlichen Blicks, unter denen jedes einzelne zehn Mal als Fluchtursache durchgehen würde. Es geht um die (Un-)Verhältnismäßigkeit des Urteils. Und es geht auch wieder nicht darum, denn der Autor karikiert und macht sich lustig – über die Karikierten, das Sichlustigmachen, uns alle und sich selbst als weißen Mann.

Lukian Guttenbrunner, der das Stück zum Abschluss seiner Regieassistenten am Münchner Volkstheater inszeniert hat, reagiert darauf, indem er den Jux nackt macht und konsequent alles Atmosphärische vermeidet. Die Stille, die gleißende Hitze, das Patrouillenboot, mit dem Lodz zwei Bundeswehrosoldaten den Fluss Hindukusch (sic!) hinunterfahren lässt, bleiben bloße Behauptung. Jenny Schleif hat die kleine Bühne des Volkstheaters mit Papierstellwänden und Kisten verengt, auf die gemalt oder aus denen geräuschvoll herausgeplöpft wird. Ein Papagei, ein Kommandeur über Coltan-»Erntearbeiter«, der sich über deren fehlende Körperteile beömmelt, ein kriegsgeschädigter Verkäufer: Diese Ausbeuter und Elendsgestalten aus dem »Schlund und Anus der Globalisierung« werden von Agnes Decker als flotte Karikaturen gespielt. Der wendige Pascal Fligg setzt sich als Pussi glasklar über jede Sentimentalität des Textes hinweg und gibt auch den sabbernden Reverend, der muslimische Schönheiten zur Nacktkultur bekehrt, und den Oberstleutnant, der nach einer fiebrigen Kosten-Nutzen-Rechnung lieber zwei Kameraden als 24 Eingeborene tötet. Diesen »Wahnsinnigen« sollen Oberfeldwebel Pellner und Unteroffizier Dorsch aufspüren, also Pola Jane O'Mara als stüffisant lächelnde Kaltfront gegen den tumb freundlichen Jakob Immervoll, der diesen ehrlichen Loser spielt, als schaue er die ganze Zeit ins Licht. Immervolls verweinter Blick trübt sich noch weiter ein, als er eine rohe Zwiebel isst und damit für den ersten wehen Moment an einem Abend sorgt, der durch das Stück prescht, als träten zu der Reise ins (lächerliche) Herz der Finsternis noch jede Menge sprintstarker Konkurrenten an. So werden zumal auf den letzten Metern dieses Rennens geräuschvoll Papierwände durchstoßen, aber keinerlei Hallräume aufgemacht, in denen man als Zuschauer und -hörer dem Neben- und Hintersinn der Worte lauschen könnte. Eineinhalb Stunden dauert der Abend: beste Spielfilmzeit. Und er ist fast ebenso schnell wieder abgehakt. ||

Anzeige

Stars & Rising Stars

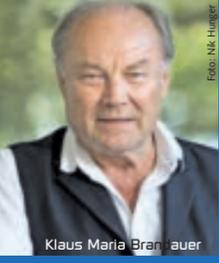
Musikalische Begegnungen in München
Junge Spitzenkünstler mit Stars in concert



Alfred Brendel



Olga Peretyatko



Klaus Maria Brandauer



Simone Kermes



Arabella Steinbacher



Alban Gerhardt



Nils Mönkemeyer



Maxim Lando



Vivi Vassileva



Max. Haberstock

www.starsandrisingstars.de

<p>Donnerstag, 23. Mai 2019 Eröffnungskonzert Alfred Brendel Filippo Gorini Klavier „Das A bis Z eines Pianisten“ 19 Uhr Künstlerhaus am Lenbachplatz</p>	<p>Montag, 27. Mai 2019 Die Jungen Virtuosen Nils Mönkemeyer Viola Sara Domjanic Violine · Yibal Chen Violoncello Dmytro Choni Klavier 19 Uhr Freizeithalle, Rainer-W.-Fassbinder-Platz 1</p>	<p>Donnerstag, 30. Mai 2019 Arabella Steinbacher Weltstar mit Stradivari Yuya Okamoto Violoncello Amadeus Wiesensee Klavier 19 Uhr Freizeithalle, Rainer-W.-Fassbinder-Platz 1</p>	<p>Freitag, 31. Mai 2019 Meisterschüler im Wilhelmsgymnasium Danjulo Ishizaka Violoncello Tassilo Probst Violine · Maxim Lando Klavier Maximilian Haberstock Klavier 19 Uhr Aula des Wilhelmsgymnasiums, Thierschstr. 46</p>
<p>Freitag, 24. Mai 2019 Virtuose Operarien mit Olga Peretyatko Myungin Lee Tenor · Jose Coca Loza Bass Semion Skigin Klavier 19 Uhr Literaturhaus, Salvatorplatz 1</p>	<p>Dienstag, 28. Mai 2019 Galakonzert im Odeon Simone Kermes Etienne Walch Countertenor Idunna Münch Mezzosopran · Clara Shen Violine Amadeus Wiesensee Klavier · Amici Veneziani Schirmherr: Innenminister Joachim Herrmann 19 Uhr Odeon Odeonsplatz 3, Eingang Innenministerium</p>	<p>Samstag, 1. Juni 2019 Abschlusskonzert Ana Chumachenco mit ihren internationalen Rising Stars Vivi Vassileva Percussion · Carina Maddius Klavier 19 Uhr WhiteBOX im Werksviertel, Atelierstr. 18</p>	
<p>Samstag, 25. Mai 2019 Klaus Maria Brandauer und „Don Juan“ Aidan Milkad Klavier 19:00 Uhr Alte Rotations, Pressehaus Bayerstraße, Paul-Heise-Str. 2-4</p>	<p>Mittwoch, 29. Mai 2019 Kissenkonzert Alban Gerhardt Cello Raphaela Gromes Violoncello Clayton Stephenson Klavier 19 Uhr Aula Wilhelmsgymnasium, Thierschstr. 46</p>		
<p>Sonntag, 26. Mai 2019 Junge Elite Hans Peter Palrott dirigiert das Ensemble des Sinfonieorchesters der Sing- & Musikschule München Maximilian Haberstock Dirigent & Pianist Tassilo Probst, David Nebel Violinen Tiffany Poon Klavier 19 Uhr Alte Rotations, Pressehaus Bayerstraße, Paul-Heise-Str. 2-4</p>			

Tickets: € 10,- für Jugendliche bis 28 J. | **€ 30,-** über 28 J. München Ticket Tel. 089 54 81 81 81 · www.muenchenticket.de
Veranstalter: Verein zur Förderung junger nationaler und internationaler Musiker der Spitzenklasse e.V. - Änderungen vorbehalten -

In Zusammenarbeit mit: Landeshauptstadt München | FindeKind-Sozialstiftung Erika & Georg Dietrich Stiftung | BAYERISCHE HAUSBAU WERKZEUGE | STIFTUNG OTTO ECKART | WSB | BR

DIE LÄCHERLICHE FINSTERNIS
Volkstheater | 16., 24. April | 19 Uhr | Tickets:
089 5234655 | www.muenchner-volkstheater.de

TÖRLESS
Teamtheater Tankstelle | Am Einlaß 2a
6., 10.-13. April | 20 Uhr
Tickets: 089 2604333 | www.teamtheater.de

Das Fremde wird schön

Andrea Gronemeyer inszeniert »Das hässliche Entlein« als spielerisch fantasievolle Theaterstunde.

GABRIELLA LORENZ

Wann ist uns etwas fremd? Wenn es anders aussieht als gewohnt? Wenn ein Mensch eine andere Hautfarbe hat? Behindert ist oder anders spricht? Der dänische Dichter Hans Christian Andersen fühlte sich als Außenseiter, weil er hässlich war. In den 1830er Jahren begann er, Märchen zu schreiben und bekannte später, als er berühmt geworden war, »Das hässliche Entlein« sei seine eigene Geschichte. Die Schauburg-Chefin Andrea Gronemeyer inszenierte das 1843 erschienene Märchen so lebhaft und fantasievoll, dass es auch Menschen über sechs Jahren Spaß macht.

Mama Ente brütet auf einem großen Kissen. Sechs Küken schlüpfen pünktlich, beim siebten, deutlich größeren Ei dauert's länger. Dann kommt ein Küken raus, das aus der Art geschlagen ist. Irgendwie anders und hässlich. Es wird von allen verspottet, ausgegrenzt, gemobbt, gebissen und attackiert. Bis es die Flucht ergreift und versucht, sich allein durchzuschlagen. Einmal sieht es Schwäne auf dem See und ist fasziniert von deren eleganter Hoheit. Und leidet noch mehr unter seinem Aussehen.

Helene Schmitt und Janosch Fries in bäuerischen Kostümen erzählen und verkörpern mit ansteckender Spiellaune alle Figuren der manchmal grausamen Überlebens-Abenteuer des unansehnlichen Vogelkinds. Dazwischen singen sie zart heitere Lieder und Kanons, je nach Jahreszeit. Auf einem Mittel- und zwei Seitenpodesten (Ausstattung: Eva Roos) tanzt eine spanische Enten-Señora zu Kastagnetten, zwei Kissen formen sich zu frechen Gänsen, eine Matroschka-Puppe birgt den Haushalt einer alten Frau samt Kater. Dort richtet das Entchen ein Unglück nach dem anderen an, flüchtet auf den See und friert, entkräftet und todtraurig, im Eis fest. Ein mitleidiger Bauer rettet es. Und nach dem Winter entdeckt es bei der Rückkehr der Schwäne seine wahre Identität.

Ist es jetzt schön, weil es plötzlich selbst ein Schwan ist? Seine bösen Erfahrungen wird es bei allem neuen Stolz nicht vergessen. Aber dass jedes Anderssein den Kern eigener Schönheit birgt, die erkannt werden will, bringt diese spielerische Theaterstunde sehr nahe. Und zeigt den Kindern am Ende noch die Unterschiede zwischen verschiedenen Eiern und Federn, alle gleich schön. ||

DAS HÄSSLICHE ENTEIN

Schauburg | 17., 20. Mai | 9 Uhr | 19. Mai 16 Uhr | 21., 22. Mai | 11 Uhr
Tickets: 089 23337155 | www.schauburg.net



Welches Bein gehört jetzt wohin bei den Wise Fools? | © GOP Variété

Die »Humorzone« im GOP vermisst das Gelände von Uralt-Pärchenwitzen bis zur sensationell geschmeidigen Ellbogen-Jonglage.

SABINE LEUCHT

Wie heißen noch gleich diese Klötzchen in Reihe, die so raffiniert mit Bändern verbunden sind, dass sie auf undurchschaubarste Art auseinanderklappen? Egal! Ab sofort heißen sie »Wise Fools« – nach den drei Frauen, die im GOP dasselbe am Trapez demonstrieren. Derart hinter- und ineinandergeschachtelt, dass schon die Zahl der aus diesem Konglomerat hervorragenden Beine und Arme Rätsel aufgibt, geschweige denn das, was das Trio sonst so tut. Und obwohl dabei BHs und Perücken fallen, verströmen die Finninnen eine lichte Doris-Day-Reinlichkeit und die Frische bunter Seifenblasen.

Die »Humorzone« betreten sie mit einer vergleichsweise unspektakulären Springseilnummer, direkt nach Vincent Bruyninckx, der mit verwehter Frisur und hochgezogenen Schultern darauf zu warten scheint, von seinem Cyr-Reifen überrollt zu werden. Doch natürlich ist der linkisch wirkende Belgier ein Meister seines Faches, dem die komödiantischen Brüche und Verzögerungen in den Bewegungsabläufen eine Extraportion Können abverlangen.

Und dann kommt auch noch Thomas Hoeltzel mit einem sensationellen Tanz mit Jonglierbällen, die ihm an der Wange kleben

bleiben oder von Ellbogen zu Ellbogen springen. In der minimalistischen, aber maximal ausdrucksvollen Nummer des Franzosen stimmt jedes Detail, auch der feine, fast hauchzarte Humor. Doch die »Humorzone« vermisst ein weites Feld zwischen der schlicht bravourösen Kombi aus Spitzentanz und Partnerakrobatik (das chinesische Duo Ballet on Shoulder) über den grotesken Versuch Jatta Borgs, beim Körperverbiegen »I will survive« auf Finnisch zu singen – bis hin zu platteren Gefilden, wo es bloß ums Schenkelklopfen geht. Wie Borg sich durch den Song krampf und hechelt, ist eine verrückte, fast existenzielle Angelegenheit, bei der Humor bedeutet, Unvereinbares zueinander zu zwingen, namentlich »das Gegenteil von Atmen«, als das Regisseur Knut Gminder die Kontorsion bezeichnet, mit der Atemökonomie des Gesangs. Das Gegenteil des physikalisch Möglichen demonstriert der Klischnigg-Künstler P.Fly, indem er den garantiert schon ausgekugelten Gelenken seines überschlanke Körpers stets noch eine Drehung mehr verpasst. Zum Fremdschmerz, den man dabei empfindet, gesellt sich noch Fremdscham hinzu, wenn Emmi & Willnowsky Büttentaugliches aus der Nahkampfzone abgehangener

Paarbeziehungen zum Besten geben. Die Berliner werden ab dem 16. April die Comedybrücke zwischen den brillanten, aber eher lose miteinander verbundenen Nummern geben. Ein Schmankerl für Leute, die nicht vor Weichteilkalauern mit Bart zurückschrecken. Freunde des entspannt-anarchischen Humors sollten es eher mit dem Musik-Comedy-Duo Les Derhosn versuchen, das bis 14. April die »Humorzone« regiert und bei der Premiere mit drei Abflussrohren und einer mit Saiten bezogenen Grabschaufel urgut arme Musik mit vollem Sound herbastelte. In den ersten Reihen ist in jedem Fall Vorsicht geboten. Denn neben diesen vier nimmt sich auch der chilenische Klappmaulpuppen-Bändiger Francisco Obregon einzelne Zuschauer zur Brust. So maulig und doch so verquer charmant, dass er sich als nächster Moderator der Show geradezu aufdrängt. ||

HUMORZONE

GOP Variété-Theater | Maximilianstr. 47
bis 12. Mai | Di bis Do, 20 Uhr, Fr, Sa 17.30 und 21 Uhr (nicht 19. April, 7. Mai), So 14.30 und 18.30 Uhr (auch Mo 22. April) | Tickets: 089 210288444 | www.variete.de

16. Internationales Festival für zeitgenössischen Tanz der Landeshauptstadt München

DANCE 2019
16. — 26. Mai
dance-muenchen.de

Künstlerische Leitung:
Nina Hümpel

Veranstalter:
Landeshauptstadt München
Kulturreferat

In Zusammenarbeit mit
Spielmotor München e.V.

Posterino Dance Company
Theater HochX München
25. - 27. April 2019 | 20:00

"MONDO PARADISO"
"PINK AND BLUE"

Zweiteiliger Abend mit zeitgenössischem Ballett und Tanztheater

Tickets: www.hochx.de

Gefördert durch das Kulturreferat der Stadt München und Fondation Blomensaet



El Anatsui: »Rising Sea« (Detail) | 2019 | Ausstellungsansicht Haus der Kunst | Foto: Maximilian Geuter

El Anatsui Durchlässige Wände Zum Tod von Okwui Enwezor



Okwui Enwezor (* 23. Oktober 1963 † 15. März 2019)
© Max Geuter

CHRISTIANE PFAU

Als bekannt wird, dass Okwui Enwezor gestorben ist, macht sich eine eigenartige Melange aus Gedanken breit. In die Betroffenheit über Enwezors dann doch plötzlichen und in jedem Fall viel zu frühen Tod schleicht sich eine diffuse Beschämtheit. Was hat man als denkender Mensch vernachlässigt bei der leidigen Auseinandersetzung um das Haus der Kunst? Was hat man übersehen an kuratorischer Leistung, verdeckt von dem skandalumwehten Gewaber und Gelaber über Personal und Geld? München war noch nicht bereit für einen Museumsdirektor wie ihn. Weil München keine Weltstadt ist. Die Konfrontation mit dieser Erkenntnis, die nicht zum ersten und zum letzten Mal stattfindet, ist auch ein Vermächtnis des Okwui Enwezor. In keiner Weltstadt wäre es Thema gewesen, dass ein Weltbürger nicht die Sprache der Mehrheit der Bewohner sprach, so es denn überhaupt noch eine gemeinsame Sprache gibt. München war noch nicht reif für ihn, der 2002 die

documenta für die aktuelle Weltkunst, für den Dialog zwischen westlichem Blick und postkolonialen Perspektiven geöffnet hatte, und so war seine Zeit am Haus der Kunst geprägt von Missverständnissen. Während glamouröse Event-Kultur in München gut ankommt, wie sie unter seinen Vorgängern Christoph Vitali und Chris Dercon gepflegt wurde, haben es komplexe Diskursangebote schwerer. Die letzte von ihm kuratierte Ausstellung ist die des in Ghana geborenen, in Nigeria arbeitenden Bildhauers El Anatsui, dessen riesige Wandskulpturen aus Flaschenverschlüssen und anderen Materialien mit Vorleben, Holzplastiken, Keramiken, Zeichnungen und Drucke nun die Räume des Museums füllen. Die Ausstellung hat seit 15. März eine doppelte Bedeutung: Sie erzählt zum einen von dem Künstler und seinem Werk, zum andern unüberhörbar vom Kurator dieser groß angelegten Werkschau. Das zentrale Objekt »Logoligi Logarithm«, ein ebenso großartiges wie

poetisches Labyrinth aus zusammengenähten Flaschenverschlüssen, berührt besonders: Das Bild von Mauern, Jerusalem, Berlin, drängt sich auf, Wände, die Distanz schaffen, die aber gleichzeitig durchlässig sind. Die 66 Elemente des Labyrinths sind hart wie Kettenhemden, dabei zart und transparent. Das Spiel mit den Gegensätzen in dieser Installation ist überwältigend: Der Besucher befindet sich zwischen Licht und Schatten, Bewegung und Stillstand. Die schöne Stimme von Senta Berger teilt auf dem Audioguide mit: Für El Anatsui sind Mauern keine undurchlässigen Grenzen. Sie schränken das äußere Sichtfeld des Betrachters ein, nicht aber die innere Sicht, das »innere Auge«, also die Vorstellungskraft eines Menschen. »Logoligi Logarithm« bezeichnet in der Muttersprache des Künstlers eine organische, sich schlängelnde Linie, aber auch ein Gefühl der Unsicherheit, der Orientierungslosigkeit, das einen in einem Labyrinth übermannen kann. Das Werk baut

auf einer früheren Arbeit von 2010 auf und wurde in Zusammenarbeit mit Okwui Enwezor extra für das Haus der Kunst geschaffen. Man kann »Logoligi Logarithm« so auch als Hommage an den Kurator verstehen. Wer spüren will, was ihn, der nur 55 Jahre alt wurde, möglicherweise sein Leben lang angetrieben hat, wird es hier finden: Mauern durchlässig zu machen, selbst wenn es die martialischen Wände des Hauses der Kunst sind. ||

EL ANATSUI. TRIUMPHANT SCALE

Haus der Kunst | Prinzregentenstr. 1
bis 28. Juli | Mo–So 10–20 Uhr, Do bis 22 Uhr
Talk & Tours mit Nadine Siegert: 7. Mai, 18.30 Uhr | Vortrag von David Adjaye: 8. Juli, 19 Uhr
Der Katalog (Prestel Verlag, 320 Seiten, 190 Abb.) kostet 49 Euro

Katrin Spranger: Anhänger aus der Serie »Best Before« | 2012 | © Henning Spranger



Umdeutung, Auflösung, Unsichtbarkeit: Zeitgenössische Schmuck-Kunst widmet sich gesellschaftlichen und existenziellen Fragen.

Das Erdöl und die Seele

JULIE METZDORF

Bereits vor 100 000 Jahren begann der Mensch aus Muscheln Schmuck zu fertigen. In einer Zeit, in der es doch größtenteils ums nackte Überleben ging, maß er Schmuck offenbar große Bedeutung zu. Heute empfinden viele Menschen Schmuck wohl eher als harmlosen, vielleicht sogar überflüssigen Luxusartikel. Dabei kann er wichtige gesellschaftspolitische Themen verhandeln: Gewalt, Konsum, Rassismus, Umweltverschmutzung, Geschlechtergerechtigkeit. Karin Pontoppidan, Leiterin der Schmuckklasse der Münchner Kunstakademie, hat für die Ausstellung 30 SchmuckkünstlerInnen ausgewählt, die sich in ihren Arbeiten kritisch mit gesellschaftlichen Fragen auseinandersetzen. Unter dem ironischen Titel »Schmuckismus!« hat sie damit innerhalb des Genres Schmuckkunst einen eigenen Ismus geschaffen – so wie wir das aus der Kunstgeschichte kennen.

Die Chilenin Carolina Gimeno etwa widmet sich dem Thema weibliche Identität. Sie hat zusammengefaltete Socken abgeformt und mit einer rosafarbenen Emailleschicht überzogen. Das erinnert an nass glänzende Haut und lässt die eingestülpte Socke mit ihrem welligen Rand wie eine Vulva erscheinen. Gimeno spielt mit der Akzeptanz gewisser Formen, fragt, womit man sich schmücken darf. Ihre Broschen wirken wie eine Provokation, wird die Vulva allgemein doch sehr tabuisiert – während Phallussymbole mittlerweile normal sind.

Eine Kette von Katrin Spranger besteht aus Gold, Kunststoff und rohem Erdöl: Durch die Körperwärme schmelzen die Erdölanteile beim Tragen der Kette, sie löst sich auf und steht damit sinnbildlich für den drohenden Zusammenbruch unserer erdölbasierten Wirtschaft. Die Schau in der Pinakothek der Moderne zeigt: Schmuck kann das Gleiche leisten wie die freie Kunst. Er tut es eben nur auf seine Weise.

Das Gewicht der Seele

21 Gramm beträgt der Gewichtsverlust eines Menschen beim Übertritt in den Tod, damit ist das das angenommene Gewicht der menschlichen Seele. Für eine Ausstellung in der Galerie Handwerk haben mehr als 100 SchmuckkünstlerInnen ihre Gedanken zum Thema »21 Gramms« in Schmuck gefasst. Das Spannende daran: Das Projekt entstand an der China Academy of Art in Hangzhou. Arbeiten von westlichen Schmuckschaffenden wurden denen chinesischer Studierender gegenübergestellt. Hier wie da gilt: Das Thema ist eine enorme Herausforderung, gilt es doch etwas darzustellen, das nicht greifbar ist und von dem wir kein Bild haben.

Nils Hint aus Estland etwa hat nach unzähligen Experimenten auf der Suche nach einem Sinnbild für Seele eines Tages

seinen Arbeitshandschuh herumliegen sehen: Von innen voll Schweiß, von außen schwarz vor Asche und Maschinenfett, die sichtbaren Spuren seiner Ideen, Mühen und dem Drang sich ausdrücken zu wollen. Am Ende ist es für ihn dieser Handschuh, der so etwas wie »Seele« am besten repräsentiert. Die in München lebende australische Schmuckkünstlerin Helen Britton hat in ihrer Brosche das »Kreuz des Südens« nachgebildet, als Eckpunkte erstrahlen hier statt der Sterne Diamanten. Ein Sternbild ist immer ein imaginäres Konstrukt des menschlichen Geistes, es existiert nur von der Erde aus betrachtet und dient zur Orientierung. So gesehen sind sich Sternbild und Seele ziemlich ähnlich.

Erst zertrümmern, dann formen

Bei Bernstein denkt man an altbackenen Omaschmuck. Bei Fast Food an fettiges Essen. Und die Kombination Bernstein mit Fast Food? An die denkt man überhaupt nicht! Der Schmuckkünstler Gisbert Stach aber macht aus Bernstein Broschen, die aussehen wie Schnitzel oder Fischstäbchen.

Bernstein gehört zu den ältesten Materialien in der Schmuckherstellung. Es ist kein Stein, sondern getrocknetes Harz, wächst also gewissermaßen auf Bäumen. Wegen seines schlechten Images als langweiliges Urlaubsmitbringsel von der Ostsee kommt Bernstein im zeitgenössischen Schmuck kaum vor. Doch Gisbert Stach haucht dem 60 Millionen Jahre alten Material neues Leben ein – indem er es zertrümmert. Aus den Splittern und Bröseln gewinnt er unter Beimischung von Silikon eine frei formbare Masse. Farbe und Konsistenz erinnern an goldbraun gebratene Panade und eignen sich daher hervorragend zur Imitation von Fischstäbchen, Toastscheiben oder Schnitzeln – letztere geformt nach den Umrissen von München, Bayern, Deutschland und Europa. Stach zertrümmert dabei nicht nur den Bernstein selbst, sondern sein verstaubtes Image gleich mit.

In einer anderen Werkserie hat Stach jungen Bäumen Perlenketten angelegt. Die Bäume wachsen weiter, der Stamm wird dicker und nach und nach wächst der Baum über die Kette hinaus, verschlingt sie geradezu in einem beispielhaften Akt der Einverleibung. »Die Reaktionen auf die Arbeit waren teilweise heftig«, erzählt Stach. Manche Betrachter haben die Arbeit als Angriff auf den menschlichen Körper empfunden.



Hübsche Broschen von Gisbert Stach: Die Hohlräume der Spielzeugautos dienen als Versteck für Bernstein | © Gisbert Stach

Stach – der auch bei »Schmuckismus« vertreten ist – sprengt mit seinen Arbeiten immer wieder die Grenzen des Schmuckgenres, überführt den Schmuck von der angewandten in die freie Kunst. Besonders stark kommt das in seinen Videoarbeiten zum Ausdruck. Da sieht man etwa, wie sich ein rubinbesetzter Kreuz-Anhänger langsam in Säure auflöst. Ein anderemal hat er sich aus handelsüblichen Wunderkerzen eine diamantförmige Brosche gebastelt, angesteckt und angezündet. »Man kann die Arbeit als Protest verstehen gegen den vielen Schmuck, der getragen wird, als wäre er harmlos«, sagt Stach. Ursprünglich ist der gebürtige Freiburger gelernter Silberschmied. Auch sein Gerät – der Fachbegriff bezeichnet Besteck und Geschirr – ist frech. »Aber Schmuck löst mehr Gefühle aus. Wahrscheinlich weil er mehr mit dem Körper zu tun hat. Ein zerquetschter Kerzenleuchter stört niemanden, aber ein in Säure aufgelöster Ehering schon.« ||



Fumiki Taguchi: Brosche »Moment« | 2018 | © F. Taguchi

SCHMUCKISMUS

Die Neue Sammlung – The Design Museum in der Pinakothek der Moderne | Barerstr. 40 | bis 16. Juni
Di bis So 10–18 Uhr, Do 10–20 Uhr (sonntags Eintritt 1 Euro)
Dialogführung mit Karen Pontoppidan und Angelika Nollert: 13.6., 18.30 Uhr (Teilnahmemarke ab 18 Uhr an der Information)
Die von Angelika Nollert herausgegebene Begleitpublikation (Arnoldsche Art Publishers, 2019, 160 S., 150 Abb.) kostet im Museumsshop 28 Euro | www.pinakothek-der-moderne.de

21 GRAMS

Galerie Handwerk | Max-Joseph-Str. 4, Eingang Ottostraße
bis 20. April | Di/Mi/Fr 10–18 Uhr, Do 10–20 Uhr, Sa 10–13 Uhr
Eintritt frei | Katalog: 30 Euro | www.hwk-muenchen.de/galerie

GISBERT STACH. SCHMUCK UND EXPERIMENT

Bayerischer Kunstgewerbeverein | Pacellistraße 6–8
Mo bis Sa 10–18 Uhr | www.bayerischer-kunstgewerbeverein.de
Die Publikation (Arnoldsche Art Publishers, 2019, 96 Seiten, 80 Abb.) kostet 28 Euro.

Anzeige

Langes & Ufer
Goldschmiede im Theatinerhof
Salvatorstr. 2
80333 München
www.langes-ufer.de

Reflex, komplex, perplex

Braucht Design eine Gebrauchsanweisung durch die Kunst? In der Ausstellung »ReFlex Bauhaus« konfrontiert die Neue Sammlung einzigartige Objekte von Marcel Breuer, Anni Albers und Co. mit eigens angefertigten Werken von heute.



Liege von Ayzit Bostan, Stuhl von Marcel Breuer, Leuchte von Wagenfeld, arrangiert von Thilo Schulz, Josef Hartwig, Joost Schmidt (Grafik): »Schachspiel, Modell XVI« | 1923/24, Bauhaus Weimar | Foto: A. Laurenzo, © Die Neue Sammlung – The Design Museum



Anzeige



MOSTRA INTERNAZIONALE
D'ARTE CINEMATOGRAFICA
LA BIENNALE DI VENEZIA 2018
Official Selection
COPPA VOLPI FOR BEST ACTOR



OSCAR®
NOMINIERUNG
BESTER HAUPTDARSTELLER
WILLEM DAFÖE

Mit Willem Dafoe
Ein Film von Julian Schnabel

Van Gogh

AN DER SCHWELLE ZUR EWIGKEIT



JETZT NUR IM KINO!



FRANK KALTENBACH

Eines muss man Angelika Nollert, der Direktorin der Neuen Sammlung, zugute halten: Durch die direkte Auseinandersetzung zeitgenössischer Positionen mit der fast hundertjährigen Institution Neue Sammlung, dem ältesten Designmuseum der Welt, sucht sie gegen die Musealisierung den Diskurs mit einer breiten Öffentlichkeit. Dabei stellt sich unfreiwillig immer wieder die Frage, ob nicht vielleicht doch die Künstler die besseren Kuratoren sind?

Ikonen modernen Designs

Allein anhand der ausgewählten Originale, die in der Ausstellung »Reflex Bauhaus« gezeigt werden, ließe sich dessen Entwicklung vom handwerklich geprägten Expressionismus zur Maschinenästhetik nachvollziehen. Die meisten Exponate stammen aus der Weimarer Zeit: An die sogenannte primitive Kunst angelehnt ist der Anhänger aus Silber, Elfenbein, Rosenholz und Edelstein von Naum Slutzki aus dem Jahr 1922. Die bereits 1925 erworbenen ergonomisch geformten Kakao-, Kaffee- und Teekannen in dunkler Keramik von Otto Lindig und Theodor Bogler leiten über zu den silbernen glänzenden Metallobjekten in strengen Geometrien wie dem Türdrücker von Walter Gropius, dem Ständer mit zwei Teekugeln von Wolfgang Tümpel und Otto Rittweger oder der berühmten Tischleuchte als weiße Halbkugel von Wilhelm Wagenfeld.

Aber Angelika Nollert hatte anderes im Sinn: Dort, wo sonst der große Tisch mit dem Elektroschrott des IT-Designs, also die digitalen Rechenmaschinen und Laptops der ersten Generationen, den Prolog bilden zu den Gebrauchsgegenständen der klassischen Designgeschichte – von den gediegenen Messing-Teekannen des Werkbunds bis zur poppigen Afri-Kola Werbung der wilden 1960er Jahre –, empfängt den Besucher ein dunkelgrün gestrichenes, biedermeierlich gedämpftes Zimmer. Diese gutbürgerliche Stube soll der jungen Generation die industrielle Revolution der veruchten wilden 20er Jahre gegen den verzopften Historismus nahebringen? Gebrauchsgegenstände auf einem Sockel, der für die präsentierten Tische und Stühle zu hoch und für ein Schachspiel oder einen kleinen Bildschirm zu niedrig sind, sollen den Sieg des Funktionalismus über den Formalismus feiern? Eine Zwangsführung, die dem Besucher nur einen Weg – in die eine oder die andere Richtung – um den Sockel herum ermöglicht, ohne Querbezüge, ihn ständig zwingt sich vornüber zu bücken? Die grandiose Leuchte von Wagenfeld bleibt in der Mitte der Plattform in meterweiter Entfernung, sodass der wichtigste Aspekt, die Materialisierung in unterschiedlichen Glasqualitäten, gar nicht wahrnehmbar ist.

Mit dieser Rauminstallation beauftragte Nollert den Künstler Thilo Schulz, der laut Katalogtext »genau diese Bewegung provozieren will: ein Weiterdenken, Raum schaffen für ein solches«. Sein Ansatz ist vielversprechend komplex und äußerst ambitioniert: Fünf international renommierte Gestalter, vier Frauen und ein Mann – aus Deutschland, Österreich, Dänemark, Indien und Japan – sollten eines von 40 Bauhaus-Objekten auswählen und sich künstlerisch in ihrer jeweiligen Disziplin damit auseinandersetzen. Was als komplexe Strategie geplant war, um das Bauhaus aus der Sicht heutiger Künstlerperspektive zu reflektieren, hinterlässt leider einen perplexen Ausstellungsbesucher: Auch nach längerer Recherche

ist nicht bei allen fünf herausfinden, welches denn nun die Paare der Konfrontation sein sollen. Noch schlimmer: Thilo Schulz tut genau das, was das Bauhaus vermeiden wollte: Er reduziert die leicht und beweglich gedachten Gebrauchsmöbel auf ihre reine Ästhetik – und degradiert sie dadurch zum Kunstobjekt. So wirken sie wie die Statussymbole heutiger großbürgerlicher Münchner, die neuerdings ihre Wohnzimmer und Hauseingänge in genau dem gleichen Grünton der angesagten Farbenfirma ertränken.

Können Kunst und Design aneinander vorbereiten?

Die Ausstellungskonzeption setzt nicht auf historische Bezüge, sondern auf die Zeitlosigkeit der Objekte. Dabei fällt die Präzision der fünf »Konversationen« der zeitgenössischen Künstler leider höchst unterschiedlich aus: Überhaupt nicht nachvollziehbar ist der Beitrag »denkende Hände« der indischen Architektin Anupama Kundoo (*1967) als Auseinandersetzung mit Gunta Stölzls »Dekorationsstoff 539« aus dem Jahr 1926. Das betreffende Stück Tuch wird nur im Katalog abgebildet, in der Ausstellung nicht einmal gezeigt – stattdessen sehr schöne Textilien von Anni Albers. Auch die Drahrhomben der dänischen Künstlerin Sophie Thorsen (*1971) bringt man nur schwer in Verbindung mit Hermann Finsterlins bunten »Didyms« von 1922, bunten sich durchdringenden Holzkörpern. Die Schriftstellerin Barbara Köhler (*1959) arbeitet in ihrem typografischen Wortspiel »Einandererseits« ganz witzig mit der Symmetrie von Christian Dells »Doppelpultleuchte 6580« aus dem Jahr 1934. Aber weshalb taucht der Schriftzug an einer ganz anderen Stelle noch einmal auf? Beinahe wörtlich nimmt sich der japanische Komponist und Klangkünstler Junya Oikawa (*1983) das Bauhaus-Schachspiel mit den abstrahierten Figuren von Josef Hartwig und Joost Schmidt von 1923/24 vor, indem er es als interaktive mit Sensoren verkabelte Medieninstallation interpretiert. Einen kleinen Aha-Moment bewirkt die Stahlrohr-Liege der Modedesignerin Ayzit Bostan (*1968): Mit ihrer schrägen Fläche scheint sie unbrauchbar und stellt damit die Frage nach der Funktionalität von Marcel Breuers Stahlrohrmöbeln wie dem legendären »Wassily Chair«, von dem ein frühes Original-exemplar gezeigt wird. Weshalb bezieht sich Bostan dann auf Breuers Armlehnstuhl »ti1a 1923/24«, der aus Holzplatten zusammengenagelt ist? Eines hat Thilo Schulz immerhin richtig gemacht: Er hat einen Schrank mit der Rückwand zum Besucher gedreht, sodass das ins Holz eingebaute Logo in den Mittelpunkt rückt: BAUHAUS DESSAU – die physische Brandmarke als Wegbereiter des Branding. Viel mehr hätte es gar nicht gebraucht.

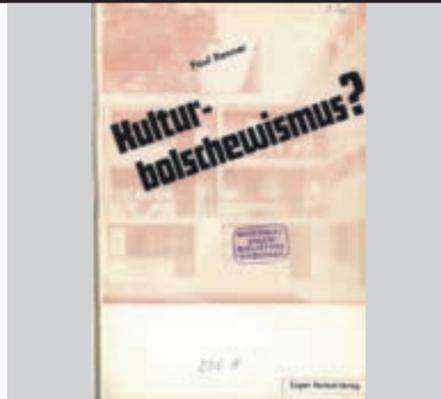
Das Bauhaus in München

Der Erkenntnisgewinn durch die Ausstellung hält sich in Grenzen. Welch großen Einfluss, welchen »Reflex« München auf und durch das Bauhaus erlebte, erfährt man nur im Katalog. Als eines der ersten Museen weltweit hat die Neue Sammlung bereits in den 1920er Jahren Originalobjekte des Bauhauses angekauft. Die Münchner Institution wurde 1925 gegründet, fast zeitgleich mit dem Beschluss des Dessauer Gemeinderats, das Bauhaus in die eigene Stadt

(weiter auf Seite 19)



Alma Buscher (Siedhoff-Buscher): »Wurfpuppen«
1924, Bauhaus Weimar | Foto: A. Laurenzo,
© Die Neue Sammlung – The Design Museum



Renners brisante Publikation konnte 1932 nur bei einem befreundeten Verlag in der Schweiz erscheinen
© Andrea Haushofer / Bayerische Staatsbibliothek

Die Schrift der Zukunft

Der Typograf, Illustrator und Werbegrafiker Paul Renner arbeitete bis 1933 in München. Eine Ausstellung in der Universitätsbibliothek erinnert an den Maßstäbsetzenden Gestalter.

Als die Bauersche Gießerei 1927/28 die »Futura« von Paul Renner herausbrachte, tat sie das mit dem Werbeetikett »Die Schrift unserer Zeit«. Dass diese serifenlose Linear-Antiqua – d.h. Groteskschrift – die Zukunft erobern, über viele Jahrzehnte als klassisch moderne Schrift gebraucht werden würde, sollte sich erst erweisen. Die geometrischen Schriften der Bauhaus-Meister hingegen blieben Utopie: die von László Moholy-Nagy 1923 proklamierte »Einheitsschrift«, die »Kombinationsschrift« von Josef Albers (1928), deren Elemente aus Kreis, Viertelkreis und Quadrat aufgebaut waren und bei der aus nur zehn Standard-Elementen sich alle Zeichen variabel zusammensetzen ließen (was vom Arbeits- und Organisationsaufwand bedeutende Einsparungen versprach), auch die auf Kreis und Quadrat basierende »Weltschrift« nur aus Kleinbuchstaben von Herbert Bayer. Man braucht nur die Formen des »a« und des oft sperrigen »g« zu vergleichen, für die Renner diverse Sonderfiguren entwarf – die »Futura« war praktikabel und elegant. Und bestens lesbar: Die Ausstellung in der Universitätsbibliothek zeigt die Plakette mit der Menschheits-Botschaft bei der Mondlandung der Apollo 11, graviert in der »Futura«.

Paul Renner (1878–1956) hatte als Landschaftsmaler begonnen, in München gestaltete er seit 1907 als Hersteller und Ausstatter für den Georg Müller Verlag Hunderte Bücher – 287 Titel allein im Jahr 1913. Er illustrierte. Er publizierte Lehrbücher zur »Typographie als Kunst«. 1927 wurde er Gründungsdirektor der Meisterschule für Deutschlands Buchdrucker, die unter ihm Weltruf erlangte. An vielen Kapiteln Münchner Kulturgeschichte schrieb er mit, wie die schöne kleine Vitrinenausstellung (und die soeben erschienene Begleitpublikation beim Volk-Verlag) demonstriert, ja sein Leben und Wirken ist selber ein solches Kapitel. Auch politisch: Wegen der gegen die Kulturpolitik der Nationalsozialisten gerichteten Schrift »Kultur-bolschewismus?« wurde er 1933 verhaftet und seines Amtes enthoben. || **tb**

PAUL RENNER IN SEINER ZEIT – BUCHGESTALTER, TYPOGRAPH, MALER
Universitätsbibliothek München,
Ausleihhalle | Geschwister-Scholl-Platz 1, Ecke Schellingstr. | bis 26. April | Mo–Fr 9–22 Uhr
Eintritt frei

DER SCHÖPFER DER FUTURA. DER BUCHGESTALTER, TYPOGRAF UND MALER PAUL RENNER
Hrsg. von Waldemar Fromm und Laura Mokrohs
Volk Verlag, 2019 | 144 Seiten, zahlr. Abb., 16 Euro

zu holen. Dabei hätte alles ganz anders laufen können. 1925 hatte sich München – neben Krefeld und Dessau – als Nachfolger für den Bauhaus-Standort Weimar beworben. »Das Bauhaus in München – was wäre das wohl für eine Geschichte geworden?« Mit dieser wehmütigen Frage schließt Josef Strasser seinen hochinteressanten Textbeitrag. Die Verbindungen, die Strasser zwischen München und dem Bauhaus darin aufzeigt, sind durchaus für viele kunsthistorisches Neuland. Denn wer weiß schon, das der junge Walter Gropius 1903 an der TU München sein Architekturstudium begann? 1907, als in München der Werkbund gegründet wurde, war er bereits ein Jahr in Berlin, wo er ein weiteres Jahr im Architekturbüro des Werkbund-Mitbegründers Peter Behrens arbeitete – unter anderen mit seinem späteren Bauhaus-Kollegen Mies van der Rohe und seiner rechten Hand Adolph Meyer. Von den Münchner »Lehr- und Versuchs-Ateliers für angewandte und freie Kunst«, die Wilhelm von Debschitz 1902 gegründet und bis 1914 betrieben hat, holte sich dessen Freund Gropius wertvolle Anregungen für die Konzeption seiner Bauhaus-Werkstätten. Und schließlich war es der Leiter der Münchner Kunstgewerbeschule, Richard Riemerschmid, der gemeinsam mit Gropius 1923 die Jahrestagung des Deutschen Werkbunds während der Großen Bauhaus-Ausstellung veranstaltete und damit der politisch und moralisch in die Schusslinie geratenen freigeistigen und freizügigen Institution den Rücken stärkte. Die Publikation »Staatliches Bauhaus in Weimar 1919–1923«, designed von László Moholy-Nagy und Herbert Bayer, erschien in München als erstes Buch im Bauhaus-Verlag. Und die späteren »Bauhaus-Bücher« wurden im Verlag Albert Langen, dem Verleger des satirischen Wochenmagazins »Simplicissimus«, herausgebracht.

Bauhaus-Inflation

Im Katalog schreibt jeweils ein Theoretiker über je einen Künstler und die Auseinandersetzung mit dessen Bauhaus-Objekt. Gibt das dem Verständnis wirklich neue Impulse oder lenkt es nicht ab von den wirklich relevanten Exponaten? »Weniger ist mehr«, der Satz stammt immerhin vom letzten Direktor des Bauhauses, Ludwig Mies van der Rohe. Effekt ist nicht immer besser, aber sicher: Hohe Besucherzahlen, die Währung jedes Museums, sind für die Budgets wichtiger denn je. Der »war for visitors« wird gerade im Bauhausjahr besonders unerbittlich unter den Institutionen ausgefochten: Am 6. April dieses Jahres eröffnet das neue Bauhaus-Museum in Weimar, am 8. September folgt dessen Pendant, der Neubau in Dessau, und bis 2022 soll auch die Sanierung des von Walter Gropius geplanten Bauhaus Archivs und dessen Erweiterung eröffnet werden. Viele andere Institutionen allüberall feiern das Jubiläum mit. Eine Bauhaus-Erschöpfung wird nicht ausbleiben. Bei manchem setzt sie jetzt schon ein. ||

REFLEX BAUHAUS 40 OBJECTS – 5 CONVERSATIONS

Die Neue Sammlung in der Pinakothek der Moderne | Barer Str. 40 | bis 2. Februar 2020
Di–So 10–18 Uhr, Do bis 20 Uhr (sonntags
Eintritt 1 Euro) | Der Katalog (192 S., 160 Abb.)
kostet im Museums-Shop 20 Euro

Wau!

100 Architekten schreiben in kurzen Texten, was das Bauhaus für sie bedeutet.

Sandra Hofmeister hat ein Poesiealbum realisiert, das schön anzusehen ist und gut in der Hand liegt. Die Autoren kommen aus Indien, China, Australien und Europa. Einer echten Funktion folgt das Konglomerat aus mehr oder weniger erhellenden Kommentaren nicht, und das ist charmant an einem Buch über die Bauhaus-Idee, die seit 100 Jahren viel zu sehr auf den Claim »Form follows Function« reduziert wird, während der sinnliche, spielerische Aspekt oft zu kurz kommt – obwohl es ihn ja gibt, vom Bauhaus-Spielzeug bis zur Teekanne. Die vielfältigen Annäherungen an den »Mythos« erinnern irgendwie an Horoskope: Jeder der 100 Autoren zieht sich aus der Bauhaus-Themen-Konstellation heraus, was am meisten mit ihm zu tun hat, und so wird es zu etwas Persönlichem. Es gibt Beiträge, denen man anmerkt, dass sie unter großen Anstrengungen entstanden sind. Es gibt welche, die hingeschüttelt wurden und schnell auf den Punkt kommen, andere, die auf kurzer Strecke beinahe große Geschichte(n) erzählen, und auch ein paar, die man wegen ihrem eiteln Understatement oder ihrer Einfallslosigkeit als Leser nicht unbedingt gebraucht hätte. Begleitet wird jeder Text von einem Bild, das Skizze, Foto oder sonst eine Illustration sein kann. Jeder Autor hat eine Seite Platz für seinen Text, der dort auf Englisch und Deutsch abgedruckt ist. Je nach Textlänge in größerer oder kleiner



Foto: A. Laurenzo | © Die Neue Sammlung – The Design Museum

rer Schrift, damit alles hinpasst. Das ist eine pragmatische Lösung, die beim Durchblättern eine lustige Dynamik entfaltet, ähnlich einem Daumenkino. Einer der schönsten Beiträge ist der von Momoyo Kajima vom Atelier Bow-Wow in Tokyo: Der Familienhund hieß Tsukawan. »Wan« ist das japanische Wort für »bellen«. Im Gedenken an den Hund wurde das Büro »Atelier Wan« getauft, und in der englischen Übersetzung wurde »Atelier Bow-Wow« daraus. »Bow« erinnert an das deutsche Wort »Bau« – und da schließt sich der Kreis: »Hunde bellen überall auf der Welt auf die gleiche Weise, aber unsere lautmalerische Wiedergabe unterscheidet sich von Kultur zu Kultur.« So entspannt kann man mit dem großen, übervollen Bauhaus-Rucksack eben auch durchs Jubiläumsjahr schlendern. || **cp**

MY BAUHAUS. MEIN BAUHAUS

Hrsg. von Sandra Hofmeister | Edition DETAIL,
2018 | 240 Seiten, zahlr. Abb. | deutsch-englisch
29,90 Euro

Anzeige

MÜNCHNER STADTMUSEUM
LENBACHHAUS.DE
IHR KUNSTMUSEUM IN MÜNCHEN
LANDSCHAFT IM 19. JAHRHUNDERT IN MALEREI UND FOTOGRAFIE
AUS DER CHRISTOPH HEILMANN STIFTUNG UND DEM MÜNCHNER STADTMUSEUM
NATUR ALS KUNST
19 MÄRZ BIS 18 AUG 2019
LENBACHHAUS
G. Courbet

Wenn die SPD Visionen hat ...



Zwei städtebauliche Großprojekte: Entlastungsstadt München Neuperlach (links) | Foto: Kurt Otto, © WSB Bayern, Bestand Neue Heimat
Neue Vahr Bremen (rechts) | Foto: Franz Scheper, © Hamburgisches Architekturarchiv

JOCHEN PAUL

Europas größtes Siedlungsbauprojekt wurde einst in München geplant: Neuperlach. Der Wohnungsbaukonzern Neue Heimat stemmte auch spektakuläre Großprojekte wie das ICC Berlin und das Uniklinikum in Aachen, arbeitete mit Alexander Mitscherlich als Berater zusammen und schrieb Geschichte mit einem Wohnturm des Stararchitekten Alvar Aalto. 1986 kam dann der große Crash. Im Architekturmuseum wird nun erstmals die Geschichte dieses einzigartigen Unternehmens nachgezeichnet.

»Wohnraum für Alle«

Als die britische Besatzungsmacht 1952 die Vermögensanteile des Bauunternehmens Neue Heimat Hamburg an den Deutschen Gewerkschaftsbund zurückgibt, schließt sich ein Kreis: Gegründet hatten die Gewerkschaften das Unternehmen 1926 ursprünglich als Gemeinnützige Kleinwohnungsbaugesellschaft Groß-Hamburg mbH. Weil von ihren ehemals 4300 Wohnungen knapp die Hälfte kriegszerstört sind und der Bau von Wohnungen die entscheidende soziale Frage im Deutschland der Nachkriegszeit ist, erwirbt die Führungsriege der Neuen Heimat – Heinrich Plett als Geschäftsführer, Albert Vietor als kaufmännischer und Walter Beyn als technischer Leiter – noch unter alliierter Treuhänderschaft im Mai 1950 die Baugesellschaft Hansa mbH und die Aktiengesellschaft für Gemeinnützigen Kleinwohnungsbau. »Wohnraum für Alle« heißt der Antrieb, der im zerbombten Deutschland zu Tausenden von neuen Wohnungen führt. Der Bedarf ist enorm, und die Äcker vor den Städten liegen den Bauherren zu Füßen – für Siedlungen, in denen sich Architekten wie Alvar Aalto in der Neuen Vahr in Bremen austoben durften.

Der DGB expandiert als Eigentümer eines gemeinnützigen Wohnungsunternehmens sowie einer Baufirma in atemberaubender Geschwindigkeit: 1953 wird die Gemeinnützige Wohnungs- und Siedlungsgesellschaft mbH Bremen eingegliedert, weitere Gesellschaften folgen mit dem Beschluss des DGB, alle eigenen Wohnungsunternehmen wirtschaftlich der Neuen Heimat Hamburg zu unterstellen. 1960 hält das Unternehmen 27 Regionalgesellschaften und einen Bestand von 110 000 Wohnungen. 1963 sind es bereits 200 000 Einheiten, drei Jahre später 300 000. Über 90 Prozent davon sind Sozialwohnungen. Spätestens zu diesem Zeitpunkt ist die Neue Heimat Europas größter nichtstaatlicher Wohnungsbaukonzern.

Die Bautätigkeit beschränkt sich zunächst auf den Wiederaufbau des Vorkriegsbestands in Hamburg-Veddel und Barmbek-Nord. Die Neubauprojekte in Zeilenbauweise wie Hamburg Hohnerkamp (1950–53), die Parkstadt Bogenhausen (1955–56) und die Gartenstadt Auefeld in Kassel (1955–56) folgen dem Siedlungsideal der 1920er Jahre, auch wenn die Ergebnisse ganz anders aussehen, denkt man nur an die Hufeisensiedlung in Berlin. Als erstes städtebauliches Projekt markiert Neu-Altona (1958–73) den Übergang zum neuen Ideal der »durchgrünt und gegliederten Stadt«.

Expansion, Verschuldung und Skandale

Einen Maßstabssprung stellt die Neue Vahr in Bremen (1957–62) dar: 10 000 Wohnungen, fünf- bis achtgeschossige Scheibenhäuser, in der Mitte Alvar Aaltos fächerförmiges, 22-geschossiges Hochhaus. Alles in den Schatten aber stellt München-Neuperlach, das von 1967 bis 1992 errichtet wurde: Die zu Planungsbeginn 1961 als größtes Siedlungsprojekt Europas für 80 000 Bewohner konzipierte »Entlastungsstadt Perlach« ist mit 24 600 Wohnungen die bis heute größte realisierte Städtebaumaßnahme der Bundesrepublik Deutschland. In der Ausstellung zeigen Fotos von Herlinde Koelbl die Bauten und ihre Bewohner.

Auf die allmähliche Entspannung auf dem Wohnungsmarkt reagiert das Unternehmen scheinbar ebenso geschickt wie auf die Mitte der 1960er Jahre aufkommende Kritik an den Trabantenstädten am Stadtrand: Ab 1962 gründet die Neue Heimat eine Reihe von Tochtergesellschaften, die alle dazu dienen, die Geschäftstätigkeit des Unternehmens über den Bau von Wohnungen hinaus auszuweiten: »Wenn Sie wollen, können Sie bei uns eine komplette Stadt bestellen«, teilt Albert Vietor, seit Anfang 1963 Vorstandsvorsitzender, vollmundig in einem Interview mit. Bald baut die Neue Heimat auch Einkaufszentren, Krankenhäuser und Kongresshallen, und der Sozialpsychologe Alexander Mitscherlich – Autor von »Die Unwirtlichkeit unserer Städte« (1965) – berät das Unternehmen bei der Planung von Heidelberg-Emmertsgrund und München-Neuperlach. Was das bewirkt hat, ist in der Ausstellung nicht dokumentiert. Mit der Neuen Heimat International ist das Bauunternehmen seit 1962 auch im Ausland aktiv: In Ciudad Mexico projiziert sie eine Entlastungsstadt, in Montreal Hochhäuser, in Brüssel Büros, im saudi-arabischen Khobar ein Hotel, in Monte Carlo ein Kongresszentrum, an der französischen Riviera und am Gardasee Ferienwohnungen.

... kann es zu Phänomenen wie der Neuen Heimat kommen, die 30 Jahre lang Wohnraum für Massen geschaffen hat. Das Architekturmuseum unternimmt erstmals eine Analyse des Gewerkschaftsunternehmens, seiner Bauten und Projekte.

Profitabel sind die internationalen Projekte jedoch von Anfang an nicht. Mitte der 1970er Jahre werden die Aktivitäten eingestellt. Trotzdem summieren sich die Verluste Ende 1982 auf 193 Mio. DM bei der Neuen Heimat und auf 562 Mio. DM bei der Neuen Heimat Städtebau. Dies und die Tatsache, dass sich mehrere Vorstandsmitglieder über die tele-therm (eine Firma, die den Mietern der Neuen Heimat Strom zu übersteuerten Preisen lieferte) persönlich bereichert hatten, führt 1986 zur Abwicklung des überschuldeten Unternehmens. Die Medien enthüllen einen Skandal nach dem anderen, und der Vertrauensverlust der Bürger in die Gewerkschaften und die ihnen nahestehende SPD wirkt bis heute nach. Eine Folge war, dass 1988 die Wohnungsgemeinnützigkeit aus dem Steuerrecht gestrichen wurde.

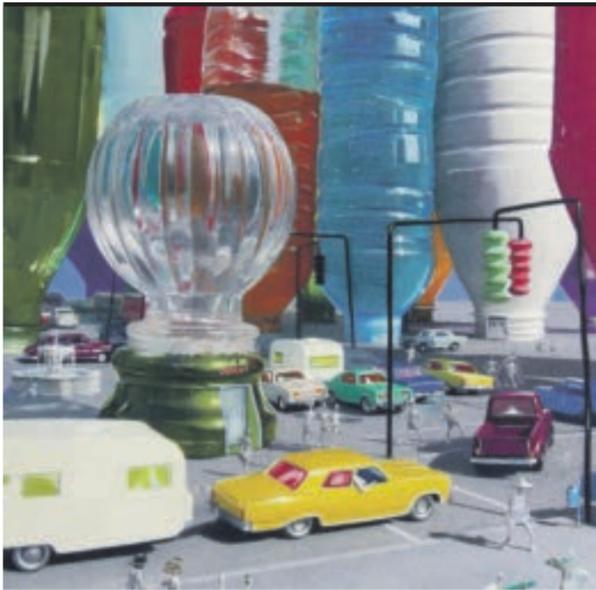
Mit ihrer Fülle von Dokumenten, Fotos, Modellen und auch Zeitzeugeninterviews zeichnet die Ausstellung aber ebenso nach, dass die Neue Heimat bis Mitte der 1960er Jahre eben auch vieles richtig gemacht hatte, bevor sie zum Synonym eines zunehmend geschmähten »Bauwirtschaftsfunktionalismus« wurde, an dem sich einzelne Funktionäre massiv bereicherten. Die Neue Heimat arbeitete mit richtungsweisenden Architekten wie Alvar Aalto, Ernst May, Richard Neutra und Victor Gruen zusammen und sie verkörperte wie kaum ein anderes Unternehmen die Hoffnungen der Arbeiter und der Mittelschicht auf bessere Wohn- und Lebensverhältnisse. Und trotz ihrer unterschwellig formulierten Kritik – die Ausstellungsarchitektur mit ihren Lüftungskanälen und Wellengitterzäunen ist ähnlich repetitiv wie manche der von der Neuen Heimat realisierten Großsiedlungen – stellen die Kuratoren eine brisante Frage: Brauchen die Städte und Kommunen angesichts der aktuellen grassierenden Wohnungsnot und explodierender Mieten nicht ein vergleichbares Instrument – wie es die Neue Heimat zu ihrer Zeit war? ||

DIE NEUE HEIMAT (1950–1982). EINE SOZIALDEMOKRATISCHE UTOPIE UND IHRE BAUTEN

Architekturmuseum der TU München in der Pinakothek der Moderne | Barer Str. 40 | bis 19. Mai | Di bis So 10–18 Uhr, Do bis 20 Uhr | Kuratorenführung mit Hilde Strobl: 6. und 13.4., 4.5., 15–16 Uhr (Teilnahmemarke ab 14.30 an der Information), Führung: 2. 5., 18.30 Uhr | www.pinakothek-der-moderne.de
Der Katalog (Detail Verlag, 236 S., 200 Abb.) kostet 29,90 Euro.

Anzeige

DOK.fest
MÜNCHEN
08.–19. MAI
2019



Sébastien Afribo: »la boule« | 2016 | Fotografie und Farbstifte, 60 x 80 cm
© Sébastien Afribo

Kunst für Käufer und für ein breites, junges Publikum bietet Anfang Mai wieder die ARTMUC auf der Praterinsel und im Isarforum.

Trends und Emotionen

ERIKA WÄCKER-BABNIK

Anfang Mai wird wieder die Artmuc antreten, um aktuelle Kunstproduktionen der Malerei, der Street Art und Urban Art, der digitalen Kunst und Fotografie, der Skulptur und 3-D-Kunst zu zeigen. Das zeugt nicht nur vom Erfolg der zweimal jährlich auf der Praterinsel und im Isarforum veranstalteten Kunstmesse, sondern auch vom Durchhaltevermögen ihres Veranstalters. Denn die Artmuc – und das sei mit großem Respekt betont – ist eine rein privatwirtschaftliche Initiative: Raiko Schwalbe zeichnet allein verantwortlich für die Veranstaltung, die er vor sechs Jahren aus der 2009 mit seinem Bruder gegründeten Stroke, einer Messe für Urban und Street Art, entwickelt hat. Seitdem kämpft der kunstaffine Betriebswirt nicht nur darum, die Artmuc zum »wichtigsten Kunstevent Süddeutschlands« auszubauen, sondern jedes Jahr um ihre Finanzierung. Mit großem Erfolg – einerseits. Naserümpfend beobachtet – andererseits.

Denn die Kunstszene zeigt sich gespalten angesichts der Qualität der Messe, die sich als niederschwellige Produzenten- und Verkaufsmesse mit junger Kunst im niedrigen Preissegment versteht. Angesprochen ist weniger die klassische Kunstszene als ein breites, junges Publikum, das unvoreingenommen auf Entdeckungstour geht und es attraktiv findet, dass der Künstler selbst am Stand steht. Mit einer Standmiete von rund 800 Euro für eine Wandfläche bzw. 1900 Euro für eine Box ist die Messe vergleichsweise günstig: Auf der ART Karlsruhe wären es 15000 Euro. »Mir ist es wichtig, dass die klassische Galerie-Schwellenangst gar nicht erst aufkommt. Die Artmuc soll jeden ansprechen, unterhalten, Spaß machen – und zwar ganz unmittelbar durch die Kunst. Wenn ich erst zwei Seiten Text lesen muss, um

mit einem Werk etwas anfangen zu können, passt das nicht zur Artmuc.« So das Credo von Raiko Schwalbe

Bewerben kann sich jeder professionell arbeitende Künstler. Ein fünfköpfiges Creative Board aus Akteuren der Münchner Kunstszene sorgt für die Auswahl: Aus den zahlreichen Bewerbungen sortiert das Team Hobbymaler und ganz krude Positionen aus und berät den Veranstalter Schwalbe. So gibt es neuerdings ein richtiges Messebau-System, das die Professionalisierung des Auftritts unterstützt. Mit strikten Hängevorgaben achtet die Jury zudem auf einen ästhetisch akzeptablen Gesamteindruck. Bei mehr als 140 Künstlern sowie 20 Galerien und Kunstprojekten auf jeweils drei oder vier Metern Hängefläche oder in kleinen Kojen ist das auch dringend geboten. Denn natürlich möchte jeder Künstler möglichst viel Kunst zeigen und bemerkt selbst nicht, dass bei der drangvollen Enge ein Werk das andere erschlägt.

Um die Verkäufe anzukurbeln, setzt Schwalbe auf leicht vermarktbar Kunst, was gefälliger Dekorationskunst und Kunsthandwerklichem Vorschub leistet. »Wir werden vom klassischen Kunstmarkt belächelt, aber wir können nicht mit den großen Messen wie Karlsruhe konkurrieren. Es gibt uns erst seit fünf Jahren und wir arbeiten an einer Qualitätssteigerung. Eine gewisse Offenheit ist uns aber wichtig und auch, dass verkauft wird. Sonst kann die Messe in zwei Jahren zumachen.«

Genau da beißt sich die Katze in den Schwanz: Denn ästhetisch feinsinnige, anspruchsvolle Künstler und Galeristen werden angesichts von Kitsch und Trash verschreckt. Für Schwalbe kein Problem: »Das muss jeder selbst entscheiden. Es gibt genügend

Bewerbungen. Die Qualität ist nicht unbedingt besser, wenn es sich um einen akademisch gebildeten Künstler handelt.«

Fürwahr. Es hat tatsächlich den Anschein, dass sich der Kunstbegriff bei den jungen Künstlern in Richtung Oberflächenkunst und Design wandelt. Auch auf den großen Messen ist diese Tendenz zu erkennen, nur dass sich dort der Eindruck durch die klassischen und etablierten Positionen relativiert. Johannes Kirschenmann, Professor für Kunstpädagogik, beobachtet den Trend auch an der Münchner Kunstakademie: »High & Low gehen da kreuz und quer durcheinander, zumal jüngere Kunstartikulationen weniger denn je ein handwerkliches Können verlangen.«

Unbestritten ist jedoch, dass es neue Verkaufsformate braucht, weil der Markt sich ändert. »Das alte Galerienmodell hat ausgedient«, so Artmuc-Jurymitglied Dörthe Bäumer. »Oft bestehen Galerien nur drei Jahre, dann sind sie wieder weg. Es gibt keine Allianzen mehr auf Lebenszeit. Dadurch ändert sich die Position der Künstler. Für sie besteht die Notwendigkeit, sichtbar zu werden, und das funktioniert auf einer Produzentenmesse. Die ist vor allem Kontaktbörse und Netzwerk. Die Artmuc hat Potential und wir werden weiter an den Stellschrauben drehen.«

Für die Künstlerin Bettina Hachmann, deren tiefgründige, naturhafte Arbeiten sich von dem bunten Sammelsurium wohlthuend abheben, hat sich die bisherige Teilnahme gelohnt: »Ich habe meinen Stand sehr ästhetisch eingerichtet, sogar einen eigenen Boden verlegt. Gerade deshalb werde ich wahrgenommen. Ich habe immer viele intensive Gespräche geführt, gut verkauft, und es wurde ein wichtiger Kurator auf mich aufmerksam.«

Auch ein auswärtiger Galerist, der nicht genannt werden möchte, sieht in der Artmuc das richtige Format. »Allerdings sollte die Jury genauer hinschauen und Künstler mit Volkshochschul-Niveau, die sich noch nie mit Formfragen auseinandergesetzt haben, und solche, bei denen man das Gruseln bekommt, ausurieren.«

Aber die Messe wird zunehmend erwachsen und baut ihr ambitioniertes Angebot an Kooperationen und Förderprojekten weiter aus. In diesem Mai wird es eine Sektion mit einem sozial-fokussierten Kunstprojekt aus Südafrika geben, außerdem Textilkunst und -Design aus Wien. Und es wird erstmals der Artmuc-Award verliehen: Zwei Preisträger werden für ein paar Wochen zu einem »Artist in Residence«-Programm auf Gran Canaria eingeladen. ||

ARTMUC MESSE

Isarforum – Ludwigsbrücke & Praterinsel | 1.–5. Mai | geöffnet 12–19 Uhr (1.–4. Mai), 5. Mai 12–18 Uhr | Eintritt: Erwachsene 14 Euro, Studierende 11 Euro (Freitag 3. Mai), freier Eintritt unter 16 Jahren | www.artmuc.info

Wie kommt der Wald ins Haus?

Die Kunst der Augentäuschung: Im Kallmann-Museum faszinieren zeitgenössische Fotografen mit aufwändig konstruierten Modell-Welten.



Suzanne Moxhay: »Arboretum« | 2016 | Archival Pigment auf Hahnemühle Photorag | © Suzanne Moxhay

allem Glasplatten, die alle verschieden beschichtet sind und hintereinander gestellt eine Tiefenwirksamkeit entwickeln, die einen Raum simuliert. In diesen dringt die Natur ein, Wände leuchten, Durchgänge und Treppen wie aus Träumen enden im Nichts und gemalte Prospekte stellen perspektivische Illusionen her. Es weht kein Wind, aber Papierbögen segeln durch die Luft wie von Geisterhand gesteuert. Zauberhaft sind Moxhays Bilder, sie lassen den Betrachter fasziniert schaudern, duften nach Moos und feuchtem Holz. Nichts davon ist echt, aber wen stört es? In den Wald führt uns auch David LaChapelle: Zwischen Farn und Bäumen gleißt magisch eine Shell-Tankstelle.

Auch die Fotos von Cortis & Sonderegger verblüffen in ihrer Schamlosigkeit: Sie zeigen nicht das fertige Ergebnis, sondern die Versuchsanordnung, in der der Fake produziert wird. So liegt der offene Titanic-Baukasten herum, das fertige Modellschiff wurde auf ein horizontal liegendes Wasser-Foto gesetzt, der Hintergrund ist ein aufgespanntes weißes Tuch, hinter dem Watte-Wolken aufsteigen. Damit die Höhe des Arrangements stimmt, ruht alles auf vier dicken Büchern, die unter dem »Ozean« hervorlugen. Auch Frank Kunert baut

absurde Settings, in denen nichts zusammenpasst: egal ob ein Flugsteig ins Nichts oder ein kleiner grüner, fahrbarer Grashügel mit Baum und roter Parkbank in einem verschneiten grauen Beton-Hinterhof, seine Kompositionen sind liebevolle Bühnenbilder, die unbedingt bespielt werden wollen. Hans Op de Beecks Zuckerwürfel-Skyline ist im einzigen, dabei umso wertvolleren Videobeitrag ein amüsantes und dabei immer auch erschreckendes Narrativ, das sich wie ein roter Faden durch die Präsentation zieht: Natur existiert nur in unseren Köpfen. Was wir ruinieren oder neu denken und bauen, ist voller Versprechen, die wir nie einlösen können. Romantik und Katastrophe sind Geschwister, ebenso wie die Lüge und die Phantasie. || cp

MODELL-NATUREN IN DER ZEITGENÖSSISCHEN FOTOGRAFIE

Kallmann-Museum Ismaning | Schloßstr. 3b, 85737 Ismaning bis 5. Mai | Di–So, 14.30–17 Uhr | Führungen: 7. April, 5. Mai, jeweils 15 Uhr | Der Katalog (96 Seiten, 63 Abb.) kostet 19,90 Euro | www.kallmann-museum.de

Auf die Natur war noch nie Verlass, und auf die Vorstellung davon, was Natur ist, was Natur sein kann oder soll, erst recht nicht. Das Kallmann-Museum in Ismaning beweist mit umfangreichem Material, wie leicht die Idee von »natürlich« zu manipulieren ist. Landschaften in der Fotografie sind ein beliebtes Sujet und immer wieder gern als Veräußerlichungsmethode innerer Zustände zu gebrauchen. Die 19 Künstler, die in Ismaning vertreten sind, machen mit der »Landschaft« ganz andere Dinge: Die Systematik, bis es zur Fotografie kommt, folgt Regeln, die von der filmischen Tradition über Bühnenbildbauten bis hin zu optischen Taschenspielertricks reichen – immer handwerklich so versiert, dass man von Bild zu Bild mehr staunt, wie leicht man als Betrachter aufs Glatteis zu führen ist.

Die englische Fotoexperimentatorin Suzanne Moxhay beispielsweise verwendet Material aus ihrem Fundus und vor

Anzeige



THOMAS BETZ

Rund siebzig Galerien gibt es in München. Zusätzlich ermöglichen zahlreiche Institutionen die Begegnungen mit zeitgenössischer Kunst. Eine aktuelle Auswahl bei freiem Eintritt.

JIM DINE

I NEVER LOOK AWAY

Kunstfoyer der Versicherungskammer Kulturstiftung | Maximilianstr. 53 | bis 12. Mai
tägl. 10–19 Uhr | Führungen: 7./29.4., 7. 5.
www.versicherungskammer-kulturstiftung.de



Jim Dine: »Das Damebrett« | 1959 | Collage und Ölfarbe auf einem Damebrett, 39,5 x 39,5 cm | © Jim Dine

Ein rosa Gesicht. Geformt wie ein Luftballon, mit rotem Mündchen, ebenso rot gepunkteten Backen. Das eine große runde Auge sieht aus wie ein blau-weiß-rot-gestreifter Schwimmball. 1958 hat Jim Dine diesen »Kopf« in gestisch-lodernder Gouache vor dunklem Tusche-Grund gemalt. Damals war er mit Claes Oldenburg Mitbegründer der Judson Gallery in New York, weshalb er oft zu den Vätern der Pop Art gezählt wird – obgleich er sich nicht mit Äußerem und Massenmedialem beschäftigt, sondern zutiefst subjektiv Gefühle erforscht. Deshalb ist dieser Kopf ein Selbstbildnis, zusammen mit dem collagierten »Damebrett« und der verwischt-zarten Mondgesicht-Zeichnung von 1959 steht es chronologisch am Anfang der lebenslangen Selbstbeobachtung, welche die Ausstellung im Kunstfoyer dokumentiert. Die präsentiert ausgewählte Selbstporträts aus einer umfangreichen Schenkung des 1935 geborenen Künstlers an die Graphische Sammlung Albertina in Wien.

»Wenn ich an einem Spiegel oder einer reflektierenden Oberfläche vorbeigehe, werfe ich, aus welchem Winkel auch immer, einen gründlichen Blick auf mein Gesicht«, so erklärt Dine seine Praxis der Selbstreflexion, die er schon als Kind, mit Schminke und mit mimischer Verzerrung, dem Spiegel gegenüber begann. »Ich schaue nie weg.« Die spätesten Beispiele zeigen »Dine mit 80 in Paris«, entstanden 2016 in seinem Pariser Atelier. Zur Acrylfarbe, zur Kohle treten hier Kaffeefleck und Schuhwichse, Sandpapier und Schleifmaschine. Denn Dine ist ein »malender Zeichner«, ein Meister expressiv-malerischer Effekte und haptischer Subtilität. In zarten Radierungen verwächst der Kopf mit der Landschaft. Eindrucksvoll und mit Humor überraschend die Fotoinszenierungen, etwa mit verdecktem Gesicht, sei es durch eine Rauchwolke oder durch verknäuelte Stricke. Andere Künstler, Max Beckmann beispielsweise, erforschen ihr Selbst in Rollen und Metamorphosen in einem mythisch-metaphysischen Welttheater. Jim Dine bleibt bei sich, mit konzentriertem, vielleicht grimmigem Blick. Mit Melancholie. Einer, der standhält.



Robert Rauschenberg, Untitled | aus dem Portfolio »Study for Chinese Summerhall« | 1983 | 100 x 75 cm
Sammlung Alexander Tutsek-Stiftung | © Robert Rauschenberg Foundation / Graphicstudio, University of South Florida, Tampa / VG Bild-Kunst, Bonn 2019

PRIMÄRE GESTEN

Alexander Tutsek-Stiftung
Karl-Theodor-Straße 27 | bis 30. August
Di–Fr 14–18 Uhr | Führung: 2. Mai, 16 Uhr
www.atutsek-stiftung.de

Robert Rauschenbergs Schildkröte hieß »Rocky« und so sprach er auch sein Projekt »ROCI« aus, »Rauschenberg Overseas Culture Interchange«, das er Anfang der 1980er Jahre ins Leben rief. Eine sich ständig erweiternde Wanderausstellung als kulturelles Austauschprogramm, das der Künstler in kommunistischen Nationen, totalitären Regimen und Entwicklungsländern als Angebot zur besseren Verständigung realisierte und selbst finanzierte. Die Idee dazu hatte er nach seiner China-Reise 1982 gefasst, als er drei Wochen die Volksrepublik besuchte und dann noch zwei Wochen in der ältesten Papiermühle der Welt arbeiten wollte – schockiert über die Lebensbedingungen der Arbeiter. Auf dieser China-Erkundung machte er Fotos mit einer Hasselblad-Kamera. Und in Farbe, ein Neuzug gegenüber seiner bisherigen fotografischen Produktion. Zurück in den USA montierte er aus über 500 Fotos eine 30 Meter lange Installation, »Chinese Summerhall« (1982). Aus seinen chinesischen Bildern wählte er auch die Motive für zwei Portfolios, 18 Fotografien in großem Format 100 x 75 cm und 10 mit 70 x 55 cm, jedes Blatt signiert.

Dieses stille Glanzstück im Œuvre des Großmeisters der amerikanischen Kunst der zweiten Jahrhunderthälfte ist nun – seltenste Gelegenheit! – in der Sommerausstellung der Alexander Tutsek-Stiftung zu erkunden. Denn die hat »Study for Chinese Summerhall« (1983) erworben und zeigt die gut erhaltenen Abzüge komplett in den Räumen ihrer Villa in der Karl-Theodor-Straße. Diese Ausschnitte aus dem Fluss der alltäglichen Zeit, herausgehobene, intime, Schönheit offenbarende Momente – Rauschenberg nannte seine Auswahl »a compositional tale« – lassen sich wie ein Gedichtzyklus genießen, mit poetischen Korrespondenzen, einem vergleichenden und verbindenden Blick für Formen, Farben, Texturen und Situationen.

Zwischen Pop-Serialität und der sinnlichen Wärme Bonnard'scher Stilleben changiert das Arrangement zweifarbiger Limonaden-Flaschen auf kariertem Tischdecke. Und korrespondiert mit Teekannen- und Schatten-Variationen in einem Schaufenster. Oder mit der Reihung verschiedenfarbiger Brokatstoffe auf einer Leine. Die wiederum an das auf eine Leine gespannte große Tuch in einem Garten erinnert und andererseits an die Wäscheleinen in einem ärmlichen Quartier. Ein Brückengeländer wirft Schatten- und Lichtstreifen auf einen Seerosenteich, dicht ragende Bambusstämme fesseln den Blick. Schaufenster und Blicke in und auf Fensteröffnungen lassen überraschende Details entdecken.

Die Alexander Tutsek-Stiftung fördert Ingenieurwissenschaften und Kunst, letzteres durch Stipendien und Förderung von

Museen. Gerade hat die Stiftung die Kosten des Ankaufs der einzigartigen, lebenslangen Porträt-Fotoserie »The Brown Sisters« von Nicholas Nixon für die Pinakothek der Moderne übernommen. In ihrer eigenen Sammlungsaktivität widmet sie sich, neben der Fotografie, der zeitgenössischen Skulptur mit dem Werkstoff Glas. Das extreme Spektrum an Gestaltungsmöglichkeiten verdeutlichen eine aus unzähligen schwarzen Glasurmeln gebildete, kompakte, perfekte Kreisform auf dem Boden der palästinensisch-britischen Künstlerin Mona Hatoum und die frei geblasenen, wie aus der Form geratenen Hohlkörper des New Yorkers Terry Winters, die der Stütze bedürfen.

JÜRGEN WOLF

»MAN FÜHRT DEN PINSEL.
HÖRT DEN ENGLISH WALTZ.
DENKT DAS LEBEN LANGSAM.
LÄSST DIE FARBE FLIESSEN«

Galerie Michael Heufelder | Gabelsbergerstr. 83 | bis 27. April | Mi–Fr 14–19 Uhr, Sa 12–16 Uhr | www.galerie-heufelder.de

Das Bild ist ein Fenster zur Welt, dachte man. Oder ein Ausdruck der Seele. Ein Widerschein der Empfindungen. Der Kölner Maler Jürgen Wolf malt Interieurs, belebt von Tieren, Nackten, Hotelgästen, von Gesten und Wörtern. Zum Beispiel ein Paar in seltsamer Stellung am Bügelbrett, das die Einladungskarte schmückt. Auch Blicke, Szenen im Außenraum. Wolfs aktuelle Ausstellung mit dem langen genußvollen Titel in der Galerie Heufelder macht deutlich, dass Bilder arrangierte Schaufenster sind. Blicke in Fenster, Schaufenster als neue Motive verbinden nun das Überraschende im Interieur mit dem randständigen Genuß des Flaneurs in Wald und Feld, auf der Straße.

Schaufenster haben den Reiz des Repräsentativen und Verzaubernden wie des Epheuren. Gerade was wahllos zusammengestellt scheint, birgt »eine Welt geheimer Affinitäten«, wie Walter Benjamin konstatierte. Und was da zwischen drinnen und draußen ins Auge blitzt, ist der Reflex des eigenen Blicks. Auch: ein memento mori. In einem großformatigen Bild kriechen Maden aus einer grotesken Puppe,



Jürgen Wolf: o. T. | Malerei auf Holz, 23,5 x 15,5 cm
© Jürgen Wolf

die von Neonröhren gesäumt ist, im dunklen Dämmer eines Antiquitäten-Lagers, während draußen die Sonne auf das steinerne Pflaster Venedigs knallt. Oder die Totenschädel-Maske. Ebenfalls ein seltsames Exponat in rätselhaftem Umfeld ist der ausgestopfte Fuchs, hinter dem Würste hängen wie in einer Metzgerei – Feinkost? Reklameschriftzüge spiegeln sich seitenverkehrt im Glas, richtig lesbar auf einem Display steht »LUTSCHEN«. Dieselbe Figur mit Brille und hellem Haar hier erscheint auch auf einem der kleinformatischen Holzkästchen-Bilder: hinter der Scheibe ein Strauß oder Gesteck aus Zweigen, Blättern und Blüten, im Spiegelbild eine Hausfassade aus der Belle Epoque. Schöne Augenblicke.

BRIGITTE KOWANZ

SICHTLINIEN DES MÖGLICHEN

Galerie der DG | Finkenstraße 4 | bis 4. Mai
Di–Fr 12–18 Uhr (Fei geschlossen), Finissage
4. Mai, 11–15 Uhr | www.dg-galerie.de

Das Licht weist den Weg. Die Galerie der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst (DG) liegt nämlich in einer Seitenstraße beim Wittelsbacherplatz, im Gebäudekomplex der Siemens-Konzernzentrale. Nun leuchten nachts und tags – weiß, gelb, weiß – die Schriftzüge »Sichtlinien des Möglichen« aus der Glasfront heraus. Ein Schaufenster im Schaufenster gleichsam: drei Würfel aus Glas, in denen die auf einem Innenkubus montierten Zeichen aus Neonlicht sich mittels Spiegeln vervielfachen, brechen, akkumulieren. Ein Auftragswerk, das Brigitte Kowanzen eigens für diese Raumsituation des Dazwischen geschaffen hat.

Die Wiener Künstlerin ist bekannt für ihre Arbeiten mit Licht als Materie und Licht als Code, mit dem sie Räume erschafft und Daten transportiert. Im Österreichischen Pavillon auf der letzten Biennale in Venedig waren es Morsezeichen, in dieser eindrücklichen Prä-



Brigitte Kowanzen: »Sichtlinien des Möglichen« (Detail)
2018 | Neon, Spiegel, 210 x 45 x 45 cm
Foto: Studio Kowanzen © Bildrecht, Wien 2018

sentation zehn neuerer Arbeiten sind die Botschaften als verschlungene Lichtzeichnungen in der Handschrift der Künstlerin zu entziffern. »Unexpected« liest man in einem Kubus auf dem Boden im Ausstellungsraum – wenn einen beim Blick nach unten, hinein, nicht schwindelt, wenn man nicht sich verliert in diesem bodenlosen Echoraum. »Inspiration« faltet sich auf wie eine Blüte, »Opportunity« schwingt aus aus dem geheimen Zentrum der Perspektiv-Bündelung »hinter« den Zeichen. Ein Zentrum, das nicht existiert, eben weil sich zwischen den Spiegeln unendliche Reflexionen ereignen. Und weil der Blick des Betrachters durch das erste, einseitig durchlässige Glas in jedem Moment, bei jeder Bewegung neue Facetten wahrnimmt. Das stetige Leuchten übrigens ist ja selbst in Bewegung, wenn Spannung und Gas sich verbinden, wie ein Leuchtwürmchen zeigt, das man am Anfang der Glasröhren beobachten kann. Die wurden von Spezialisten in Murano in Form gebracht.

Aus der Text-Formulierung des Auftragswerks hat Brigitte Kowanzen 2018 eine neue Werkserie entwickelt. »Sichtlinie« bezeichnet die Perspektive, von der aus eine Raumflucht eingesehen werden kann. Das dreiteilige Neon-Zeichen an der Gebäudegrenze bezeichnet also genau diese optische Konstellation. »Sichtlinien des Möglichen« steigern das Optische und Menschliche ins Virtuelle. So betitelt ist auch eine Serie von Zeichnungen, die auf Aluminium gedruckt sind. Sie übersetzen das Zeichenmaterial der Schrift in Linien virtueller Architektur. Auch hier flottieren die Perspektiven: Horizontlinien sind gebrochen, geometrische Formen, wie Wände bieten nur scheinbare Orientierung in die Tiefe. Wie bewegt man sich, wie schwebt man in solchen Räumen? In die – mit dem Computer von Hand gezeichnete – Kalligraphien leuchtende Kringle schwingen lassen, die man nicht greifen kann. Wie das Licht. ||

Der nächste Schritt

Bei seiner Eröffnungsrede im letzten Jahr äußerte Markus Söder ja recht deutlich, dass er das Filmfest München gerne als Konkurrenz zur Berlinale sehen würde. Kann es das denn sein und ist es überhaupt erstrebenswert?

Diana Iljine: Wir haben mit Sommer, Sonne, München ein anderes Alleinstellungsmerkmal als Berlin. Dass ein bayerischer Ministerpräsident sich von Deutschlands größtem Festival herausgefordert fühlt, ist eine sportliche Denkweise, die uns hilft und gefällt.

Christoph Gröner: Wir strahlen eine große Entspannungstheil als Sommertreffpunkt der Branche, des Publikums und von Multiplikatoren aus. Das wollen wir auf keinen Fall verlieren. Man sollte nicht versuchen, in den gleichen Feldern zu reüssieren, sondern muss neue Felder und Vorgehensweisen finden, mit denen man spannende Gegenpunkte setzen kann.

Welche neuen Felder haben Sie denn da im Blick?

DI: Wir wollen zum modernsten Festival Europas werden. Wir sind zwar schon ein großes Schiff, aber kein so großes wie andere Festivals. Dass wir ein wahnsinnig dynamisches und flexibles Team sind, haben die letzten Jahre schon gezeigt. In vielen Dingen waren wir bereits innovativ.

CG: Wir haben uns traditionell immer als Filmfest gesehen, das heißt wir haben uns jeder Form von Auspielung letztlich geöffnet und immer wieder ins Kino zurückverwiesen. Die Reihe Neues Deutsches Fernsehen nimmt die Fernsehpreise vorweg, Diana hat als Erste Serien eingeführt. Wir haben uns punktuell der Frage von Games geöffnet. Jetzt ist die Frage, welches der nächste Schritt ist in einem Umfeld, in dem sich die Rezeption von Filmen stark verändert. Wir denken zum Beispiel nicht mehr nur drüber nach, mit Virtual Reality zu arbeiten, sondern wir tun es schon jetzt intensiv. Im letzten Jahr begannen wir eine lockere Kooperation mit dem Bayerischen Filmzentrum, deren »i4c«-Konferenz in unserem zeitlichen Rahmen stattfand. Das wächst jetzt weiter in unser Programm hinein. Natürlich soll es künstlerische Virtual Reality werden. Und das Tolle ist, wir implementieren VR als Publikums-, nicht nur als Branchenerfahrung.

DI: Das ist der Link zum Kino. Oft sind diese Dinge sehr technikbasiert, wir wollen die Inhalte in den Vordergrund stellen.

Trotzdem klingt es ja nach einem deutlichen Fokus auf die Technik.

CG: Wir wollen in diesem Jahr Sachen zu uns holen, von denen wir glauben, dass sie sofort gemacht werden müssen. Sie haben viel mit der Zukunft audiovisuellen Erlebens und der Entwicklung des Kinos zu tun. Unsere DNA ist Film und natürlich auch, ihn im Kino zu feiern. Aber wir öffnen uns dahin gehend, mit manchen Erfahrungen aus dem Kino herauszugehen. Ein anderer Punkt ist, dass wir im Filmbereich weitere Kooperationen eingehen wollen. In diesem Jahr wird zum Beispiel der Starter-Filmpreis der Stadt München zum ersten Mal im Rahmen des Filmfest München vergeben.

DI: Wir glauben, dass es heute nicht mehr nur genügt, gute Filme im Kino zu zeigen und einen Kreativen auf die Bühne zu stellen, der mit dem Publikum spricht. Wie gesagt, das ist

Festivaldirektorin Diana Iljine und der neue künstlerische Leiter Christoph Gröner über die Zukunft des Filmfest München.



Christoph Gröner und Diana Iljine © Filmfest München

unsere DNA, das, was wir lieben und was uns motiviert, aber wir möchten auch darüber hinauswachsen.

Sehen Sie bei einem Filmfestival dann auch eine Verantwortung für den Erhalt des traditionellen Kinoerlebnisses?

DI: Den verschiedenen Ausspielformen, die immer stärker zum Zuge kommen, müssen wir Rechnung tragen. Das Filmfestival kann kein Kinoretter sein. Wir sind dazu da, die besten Filme im Sommer nach München zu holen.

CG: Ich sehe es gar nicht traditionell, sondern zeitlos. Wir bringen aber zudem seit Langem Filmserien auf das Festival, die nicht immer automatisch im Kino ihren Platz haben, wie ja zum Beispiel Fernsehfilme und -serien. Wir bringen das Kino raus in die Öffentlichkeit und beflügeln das Gespräch darüber. Das ist das Tolle an München, hier kann man mit Leuten dann über die Filme reden. Bei größeren Festivals wird das oft nicht mehr geleistet.

Herr Gröner, Sie kuratieren die Reihe »Neues Deutsches Kino«. Wollen Sie deutsche Produktionen vielleicht in Zukunft noch stärker aufstellen?

CG: Ich glaube, da sind wir jetzt schon sehr, sehr stark. Vor allem, was den jungen Film angeht, der schon kein Versuch mehr ist, sondern bereits komplett und künstlerisch überzeugend. Von »Oh Boy« bis »Alles ist gut« waren immer Erstlingswerke dabei, die begeistern. Darüber hinaus zeigen wir im Spotlight auch große Publikumfilme aus Deutschland. Die gesamte Bandbreite ist also vollständig abgebildet, da

brauchen wir kein »mehr«. Wir stehen für Selektion und Gatekeeping im besten Sinne. Es kann nur darum gehen, dass wir jedes Jahr besser werden und noch bessere Angebote machen.

Sehen Sie im Filmfest München auch das Potenzial, junge Leute wieder mehr ins Kino zu bringen?

DI: Wenn ich junge Leute zum Film bringen will, muss ich Partys und Musik bieten. Das tun wir auch schon mit den Filmfest Nights Out. Und wir versuchen aus den einzelnen Filmen ein Event zu kreieren. Ich sehe ja auch immer die jungen Besucher an den Kartenvorverkaufsstellen, aber wir wollen noch mehr drum herum machen. Ich mag das Schlagwort »Eventisierung«, das Wort ist zwar schon ein bisschen ausgelutscht, aber der Kern, um den es geht, nämlich Erlebnisse zu schaffen, ist großartig.

CG: Es geht auch auf einer gesamtgesellschaftlichen Ebene darum, dass ein Festival etwas gegen die Vereinzelung, den abnehmenden Austausch und das Gegeneinander unternimmt. Wie Diana sagt, es muss ein Kontextprogramm geben, das Spaß macht und Austausch ermöglicht. Das gibt es bei uns auch schon. Es geht hier darum, es noch besser zu bewerben und größer zu machen.

DI: Wir wollen uns auch in die Richtung eines Volksfests entwickeln. Ich fände es schön, wenn Jung und Alt sagen »Heute ist Filmfest, da gehen wir jetzt hin.« ||

INTERVIEW: MATTHIAS PFEIFFER

 Film-Konzepte auch als eBook



FILM-KONZEPTE
54 4/2019
 Jörg von Brincken (Hg.)
NICOLAS WINDING REFN
 etk

Jörg von Brincken (Hg.)
Heft 54
Nicolas Winding Refn
 April 2019, etwa 100 Seiten,
 zahlreiche farbige und
 s/w-Abbildungen
 € 20,-
 ISBN 978-3-86916-805-0

Nicolas Winding Refn (*1970) gehört zu den bemerkenswertesten, aber auch umstrittensten Regisseuren, die sich in der heutigen internationalen Filmlandschaft finden lassen.

Von seinen erfolgreichen realistischen Anfängen im Gangsterdrama (z. B. »Pusher«) hat sich Winding Refn über Filme wie »Drive« und »Only God Forgives« bis ins nahezu Surreale vorgearbeitet und dabei eine ganz eigene filmische Handschrift entwickelt.

 edition text+kritik · 81673 München · www.etk-muenchen.de

AB
2. MAI
 IM KINO





ZU
JEDER
ZEIT

EIN FILM VON
NICOLAS PHILIBERT

mindjazz-pictures.de/zu-jeder-zeit  ZuJederZeit

Anzeigen

VON SUSANNE KENNEDY
 NACH ANTON TSCHECHEW

PREMIERE
 27. APRIL 2019
 KAMMER 1

WWW.KAMMERSPIELE.DE
 089 233 966 00





In die Zukunft

Wale, Digitalisierung und der Papst – das DOK.fest München blickt wieder in die unterschiedlichsten Welten und außerdem auf die Zukunft des Dokumentarfilms.

MATTHIAS PFEIFFER

»Das Internet ist für uns alle Neuland.« Dieser Satz brachte Angela Merkel vor sechs Jahren nicht wenig Häme ein. Schmunzeln muss da auch Daniel Sponzel. Allerdings eher angesichts der Selbstverständlichkeit, mit der alle digitale Experten sein wollen. »Das so simpel daher kommende Schlagwort Digitalisierung ist in seinen gesamten Dimensionen noch nicht erfasst«, meint der Leiter des DOK.fest München. »Das wirft den Markt total durcheinander.«

Nicht nur in technischer Hinsicht zeigen sich Veränderungen in der Branche. »Dahinter steckt ein komplett neues Geschäftsmodell, sogar ein ganz neues Denken«, so Sponzel. »Noch bevor man eine Minute für einen Dokumentarfilm gedreht hat, beginnt das Campaigning über Social Media. Auf diese Weise kann man auch per Crowdfunding Geld generieren. Nach dem Drehen kann man mit Eyetracking-Emotion-Tools schauen, ob der Film auch ankommt. Das Marketing läuft sowieso digital. Wen interessiert es heute noch, was an der Litfaßsäule steht? Und das fängt alles gerade erst an.«

Die Debatte holt Sponzel direkt aufs DOK.fest München. Unter dem Namen »Alles

digital? Der Documentary Slam« werden Konzepte und Impulse zu diesem Themenkomplex vorgestellt und diskutiert. Untrennbar verbunden damit ist auch das relativ neue Genre Virtual Reality. Wie bereits 2017 wird es ein »VR Pop Up Kino« geben, bei dem die Besucher das neue Medium erleben können: diesmal im Futuro der Neuen Sammlung, direkt vor dem Haupteingang der Pinakothek der Moderne.

Neben Branchenfragen hat aber auch ein ganz grundsätzliches Thema seinen Platz: Natur und Mensch, in diesem Jahr der Schwerpunkt der Fokusreihe. »Es geht nicht nur eindimensional um Klimawandel oder Umweltzerstörung, sondern überhaupt um das Verhältnis des Menschen zur Natur«, erklärt Sponzel. Sieben Filme sind bereits kuratiert. Darunter Richard Ladkanis »Sea of Shadows«, ein »Action-Dokumentarfilm«. Im Mittelpunkt steht der bedrohte Vaquita-Wal, beziehungsweise seine Schwimmblase. Auf dem chinesischen Markt wird diese als Heilpulver verkauft. In der Zwischenzeit hat sich bereits ein ganzes Kartell um den Handel gebildet und ein Krieg im Untergrund, der schon mehrere Tote forderte. Ein weiterer

Film beschäftigt sich mit den jüngsten Geschehnissen im Hambacher Forst und begleitet die dort tätigen Aktivistinnen und Aktivistinnen (bisheriger Arbeitstitel: »Bis hierhin und nicht weiter«).

Als weiteres Highlight verrät Daniel Sponzel »Verteidiger des Glaubens« von Christoph Röhl. Der Film ist Porträt und Analyse von Papst Benedikt XVI und dessen Laufbahn. »Er war ja schon sehr früh im Vatikan aktiv, auch beim Zweiten Vatikanischen Konzil 1962. Damals galt er sogar als progressiver Katholik. Benedikt wird hier als tragische Figur sichtbar, angetreten mit Reformgeist, aber dann beharrend auf einer Ordnung, die es nicht in die Moderne schafft, ja sogar mit ihr in Konflikt gerät.«

Zu seinem 50-jährigen Jubiläum kommt auch das Woodstock-Festival auf die Leinwand. Allerdings nicht in Gestalt von Martin Wadleighs berühmtem Film, sondern in einer Rückschau von Barak Goodman, in der das Publikum von damals zu Wort kommt, kontrastiert mit Originalaufnahmen.

Die große Retrospektive des DOK.fest München ist in diesem Jahr der niederländisch-peruanischen Regisseurin Heddy

Honigmann gewidmet. Seit über dreißig Jahren im Geschäft, ist sie eine Berühmtheit in der Szene. In »Crazy« (1999) porträtiert sie UN-Soldaten verschiedener Generationen, nähert sich ihren Traumata und koppelt sie mit Musik, die mit ihnen in Verbindung steht. »The Underground Orchestra« (1997) begleitet Berufsmusiker, die als Geflohene nach Paris kamen und sich nun als Straßenmusiker durchschlagen müssen. »Es sind sehr warmherzige Filme«, sagt Sponzel. »Man spürt, dass sie Filme über Menschen macht, zu denen sie einen Zugang hat. Dabei ist die Kunst oft, dass sie diesen überhaupt erst herstellt.«

Wie nun die Zukunft des (Dokumentar-) Films aussieht, kann man auf dem DOK.fest wahrscheinlich nur erahnen. Sicher ist nur, dass man Neuland betreten muss. Und da ist es am besten, man nimmt das Publikum gleich mit. ||

DOK.FEST MÜNCHEN

8. bis 19. Mai | Mehr zum Programm in unserer nächsten Ausgabe



Der Leiter des DOK.fest München, Daniel Sponzel | © Maren Willkomm

Hollywood am Isarhochufer

Die Bavaria-Studios in Geiseltageig und das Filmmuseum laden ein zu 100 Jahren Bavaria Film.



Die Bavaria-Jubiläumsausstellung | © Bavaria Film GmbH

SIMON HAUCK

»Memories are made of this ...«, singt Rosel Zech ebenso ernst wie melancholisch am Flügel stehend in Rainer Werner Fassbinders »Die Sehnsucht der Veronika Voss«, dem Gewinner des Goldenen Bären von 1982. Zu ihrem hundertjährigen Bestehen zeigt die Bavaria Film GmbH in einer interaktiven Jubiläumsausstellung sehenswerte Schätze aus Archiv und Fundus. 200 Exponate und zahlreiche unveröffentlichte Fotos laden zu einer (Wieder-)Begegnung mit der Bavaria-Filmhistorie ein, die Ende der 1970er-/Anfang der 1980er Jahre ihren künstlerischen Zenit erreichte.

Der legendäre Kino- und Fernsehproduktionsstandort im Münchner Süden geht ursprünglich auf die Münchner Lichtspielkunst AG (M.L.K.) – ab 1920: Emelka-Filmgesellschaft – des Mühldorfer Filmpioniers Peter Ostermayr zurück, der 1919 nach einem Intermezzo am Stachus ein passendes Produktionsgelände suchte. Und so ließ er im Herbst

des ersten Nachkriegsjahres im Grünwalder Ortsteil Geiseltageig ein Glasatelier erbauen, dem in den folgenden Jahren viele Studiobauten folgen sollten: Der Grundstein für 100 bewegte Jahre mit vielen Höhen (unter Helmut Jedele und Günter Rohrbach) und einigen Tiefen (mit viel Fernsehmassenware und dem zeitweiligen Ende großer Kinoproduktionen) war gelegt. Seit 1932/1938 firmiert der weiterhin bedeutende europäische Produktionsstandort unter dem Namen Bavaria Film. Der Jahresumsatz für 2017 lag zuletzt bei 250 Millionen Euro und derzeit verdienen dort knapp 2000 feste und freie Mitarbeiter täglich ihr Geld mit der Erschaffung von TV-, Kino-, Web- und VR-Träumen.

Ein blutjunger Alfred Hitchcock (»The Pleasure Garden«) drehte hier seine ersten beiden Spielfilme, aber auch bereits weltbekannte Regie-Asse wie Billy Wilder (»Fedora«) oder Max Ophüls (»Die verkaufte Braut«/»Lola Montez«) gastierten gleich mehrfach am Isar-



Still aus dem Bavaria-Film »Eisenhans«
© Filmmuseum München

hochufer. Natürlich nicht alleine, sondern mit deutschsprachigen (u. a. Romy Schneider, Lil Dagover, Heinz Rühmann, Oscar Werner, O.W. Fischer) und mitunter auch internationalen Filmstars (z. B. Dirk Bogarde, Orson Welles, Tony Curtis, Liza Minelli, Liv Ullmann) im Schlepptau. Und Ausnahmeregisser Stanley Kubrick lernte bei den Dreharbeiten zu »Wege zum Ruhm« am selben Ort eine gewisse Christiane Susanne Harlan kennen: seine spätere Ehefrau. Außerdem realisierten gerade Rainer Werner Fassbinder (»Despair – eine Reise ins Licht«/»Berlin Alexanderplatz«) wie auch Ingmar Bergman (»Das Schlangenei«/»Aus dem Leben der Marionetten«) im »bayerischen Hollywood« ihre künstlerisch wagemutigsten Projekte, die allesamt Filmgeschichte schrieben.

Im Zuge der Geburtstagsausstellung können dort nun unter anderem O.W. Fischers prächtiger Hermelinmantel aus Helmut Käutners »Ludwig II« (1955) und diverse Modelle

aus Wolfgang Petersens »Bavaria«-Welterfolgen »Das Boot« (sechs »Oscar«-Nominierungen) und »Die unendliche Geschichte« (Produktionsbudget: 60 Millionen DM) bestaunt werden. Weitere sehenswerte Requisiten sind Steve McQueens Motorrad aus »Gesprengte Ketten« und vereinzelte Originalkuliszen aus Billy Wilders Ost-West-Satire »Eins, zwei, drei« sowie der TV-Kultserie »Raumpatrouille Orion«.

Das Filmmuseum München hat den hundertsten Geburtstag der Bavaria Film außerdem zum Anlass genommen, drei »Emelka«-Stummfilmproduktionen (»Opium«, »Nathan, der Weise« und den Monumentalfilm »Helena. Der Untergang Trojas«) aufwendig zu restaurieren, die bereits Anfang des Jahres zu sehen waren. In der Fortsetzung der laufenden Hommage sind im April nun fünf weitere »Bavaria«-Filme zu sehen, die ohne den Glücksdrachen Fuchur auskommen und weiterhin nicht als Blu-ray-Discs verfügbar sind. Dazu zählt beispielsweise Franz Peter Wirths »Al Capone im deutschen Wald« (1969) mit einem jungen Rainer Werner Fassbinder als »Heini«, Reinhard Hauffs gelungene »Mathias Kneißl«-Interpretation sowie Tankred Dorsts »Eisenhans« (1983) mit Susanne Lothar in ihrer ersten Kinorolle, die ihr sofort den Bundesfilmpreis bescherte. So anarchisch-wild ging es mal zu in der Bavaria ... Hoffentlich wird das bald wieder so – und nicht erst in hundert Jahren! ||

JUBILÄUMSAUSSTELLUNG AUF DEM GELÄNDE DER BAVARIA IN GEISELTAGEIG

Infos zur Ausstellung:
www.filmstadt.de/attraktionen/filmstadt-atelier

100 JAHRE BAVARIA FILM

Filmmuseum München | bis 14. April
Programm: www.muenchner-stadtmuseum.de/sammlungen/filmmuseum



Luise Heyer und Maximilian Brückner in
»Das schönste Paar« | © One Two Films

»Leicht machen ist langweilig«

Seit der Politsatire-Serie »Hindafing« schwimmt Maximilian Brückner auf einer künstlerischen Erfolgswelle. Jetzt ist er in den Kinos neben Luise Heyer in Sven Taddickens knallhartem Vergewaltigungs-Thrillerdrama »Das schönste Paar« zu sehen. Und wieder geht er auf schauspielerischer Ebene bis zum Äußersten.

Herr Brückner, Gratulation zu Ihrem neuen Film. In »Das schönste Paar« zeigen Sie sich einmal mehr in schauspielerischer Bestform! Vielen Dank. Das freut mich sehr. Man macht ja viele Filme, und da gibt es bessere und schlechtere. Ich habe ja Gott sei Dank das große Privileg, mir meine Rollen aussuchen zu können. Und auf »Das schönste Paar« bin ich schon sehr stolz. Für einen Schauspieler sind solche Stoffe ein großes Geschenk, weil man sehr viel zeigen kann.

Wenn man den Überraschungs-Satire-Serienhit »Hindafing«, von dem Sie gerade die zweite Staffel drehen, noch miteinbezieht, könnte man von einem echten Höhepunkt in Ihrer bisherigen Karriere sprechen.

Das Großartige daran ist die Bandbreite. An die habe ich sehr lange hingearbeitet. Auch was das Hochdeutsche betrifft. In dem Zusammenhang hat mir mein Bruder das größte Kompliment gemacht. Er hat sich »Das schönste Paar« angesehen und dabei keine Sekunde daran gedacht, dass ich in dieser Rolle kein Bairisch spreche. Mein Bruder hat es tatsächlich völlig vergessen.

»Das schönste Paar« handelt von einer Frau und ihrem Mann, die gemeinsam das Trauma ihrer Vergewaltigung versuchen zu verarbeiten. Dabei geht es sowohl um physische Nacktheit als auch um Seelenstriptease. Was ist Ihnen schwerer gefallen?

Ganz ehrlich? Mir ist der gesamte Film überhaupt nicht schwergefallen. Was mir viel schwerer fällt, ist, wenn ich ein Drehbuch vorliegen habe und ich versuchen muss, etwas daraus zu machen. Man gibt irgendetwas von

sich und merkt, dass es vorne und hinten nicht funktioniert. Ein gutes Buch umzusetzen, das ist wie auf der richtigen Welle reiten, das macht Spaß. Aber solche Drehbücher bekommt man, wenn überhaupt, nur einmal alle paar Jahre.

Da zählt ein Projekt wie »Das schönste Paar« fraglos dazu.

Das Besondere an diesem Film ist, dass er einen anderen Schwerpunkt setzt. Denn hier wird nicht nur eine Seite beleuchtet, sondern gezeigt, was so ein traumatisches Erlebnis aus einem Paar macht. Was mir außerdem sehr gut gefällt, sind die vielen Genrewechsel. Erst knallhartes Vergewaltigungsdrama, dann Liebesfilm und schließlich wird das Tempo noch mal angezogen, wenn der Film zum Thriller wird.

In dem Film heißen Sie Malte, Sie haben relativ wenig Dialog, weil Ihre Figur alles in sich hineinfrisst.

Ich habe das immer so gesehen. Männer und Frauen gehen mit bestimmten Situationen oft ganz unterschiedlich um. Sie geht ihren Weg, und er geht seinen. Malte hat das große Problem, dass ihm damals im übertragenen Sinn die Eier abgeschnitten worden sind. Danach sucht er jetzt. Und erst in dem Moment, in dem er über dem Vergewaltiger kniet und ihn töten könnte, hat er sein Ziel erreicht.

Nachdem Sie sich also mit der Rolle des Malte als Schauspieler, der des Hochdeutschen mächtig ist, etablieren konnten, haben Sie inzwischen auch im Ausland gearbeitet.

Ja, ich war 2018 ein halbes Jahr in Finnland und habe die Serie »Arctic Circle« gedreht. Ausnahmslos in Englisch. Das habe ich noch

nie gemacht. Deshalb hatte ich auch einen Heidenrespekt davor, um nicht zu sagen, Angst.

Aber Sie haben doch Spielberg-Erfahrung, wirkten schon in dem Weltkriegsepos »Gefährten« mit ...

Auch da wäre ich vor Respekt beinahe gestorben, obwohl mein Auftritt wirklich sehr kurz war. Aber jetzt ging es um die männliche Hauptrolle und auch noch um einen Virologen. Das heißt: Fachtermini, die schon auf Deutsch schwierig sind, in einer fremden Sprache. Das machte das Ganze noch komplizierter. Aber wie gesagt: Leicht machen ist langweilig. Lieber wagt man was. Man kann ja auch mit Karacho gegen die Wand fahren, aber wenn, dann volle Kanne und nicht so halbherzig.

So etwas nennt man dann wohl grandios scheitern ...

Also ich muss sagen: Ich bin meistens an Niederlagen gewachsen. Und nicht an Erfolgen. Erfolge sind schön, und die braucht das Herz manchmal, und das Ego, aber wenn man nicht daran zerbricht, machen Niederlagen einen stärker und bringen dich einen Schritt weiter. Das mag ein blöder Spruch sein, aber ich finde ihn irgendwie stimmig.

Sie spielen Theater, machen Kinofilme und Fernsehserien. Könnten Sie sich auch vorstellen, für Streamingdienste wie Netflix oder Amazon zu arbeiten?

Warum nicht? Letztendlich geht es doch um eine gute Geschichte. Und gerade Serien haben so eine Kraft. Damit lassen sich ganze Universen aufbauen. Normalerweise musst du in 120 Minuten eine komplette Geschichte erzählen. Und viele Nebenrollen erfüllen

dabei nur bestimmte Funktionen. Bei einer Serie kann eine Nebenrolle auch mal zur Hauptrolle werden, und man kann einfach viel krassere Sprünge und Wendungen wagen.

Letzte Frage: Den Boandlkramer im »Brandner Kaspar« im Münchner Volkstheater geben Sie aber nach wie vor?

Ja, den spiele ich immer noch. Außerdem habe ich gerade Ibsens »Baumeister Solness« abgespielt. Als es mit »Das schönste Paar« losging, war ich gerade in den Proben zu Ibsen. Ich wollte einfach aus der Komfortzone raus, mal wieder auf die Bühne und schauen, was passiert. Und völlig verzweifeln, denken, dass man gar nichts kann, um sich dann langsam aus dem Tief herauszukämpfen.

Das klingt ja fürchterlich deprimierend!

Ich glaube, Selbstzweifel sind wichtig. Denn die bringen einen weiter. Wenn man meint, man kann alles, dann ist es vorbei, dann geht es schon wieder bergab. Es gibt kein Rezept für »gut spielen«. Du fängst immer wieder von vorne an. Du weißt dann vielleicht, mit der Kamera besser umzugehen und dir deine Sachen einzuteilen. Aber wenn es darum geht, eine Figur zu finden, dann stehst du jedes Mal wieder davor und denkst dir: Oh mein Gott, wie soll ich das bloß hinkriegen? ||

INTERVIEW: THOMAS LASSONCZYK

DAS SCHÖNSTE PAAR

Deutschland 2019 | Regie: Sven Taddicken
Mit: Maximilian Brückner, Luise Heyer, Leonard Kunz | Kinostart: 2. Mai

Münchner Krimi-Nostalgie

Der nun auf DVD erschienene Fernsehkrimiklassiker »Funkstreife Isar 12« lässt das Urmünchner Lebensgefühl wieder aufleben.

SIMON HAUCK

»Isar 12 – bitte kommen!« Jeder, der in den 1960er Jahren einen Fernseher besaß, kennt diesen legendären Funkspruch aus der populären TV-Serie »Funkstreife Isar 12«, die von 1960 bis 1963 in den Kulissenstraßen Münchens der Bavaria-Studios gedreht wurde. Die 35 Episoden, die nun auf sechs DVDs in einer prächtigen Gesamtedition (plus Booklet) bei Eurovideo erschienen sind, gehören bis heute in die Kategorie »Straßenfeger«. Nachdem am 10. Januar 1961 die erste Folge mit dem berühmten »Barockengel«, einem eleganten BMW 50, ausgestrahlt worden war, liefen die jeweils 20-minütigen Episoden der ersten bayerischen Serie überhaupt stets vor einem Millionenpublikum im ARD-Vorabendprogramm. Unter der Regie der erfahrenen Fernsehhandwerker Michael Braun (»Raumpatrouille

Orion«) Günter Gräwert (»Der Alte«), Theo Mezger (»Die seltsamen Methoden des Franz Josef Wanninger«) und Imo Moskowicz (»Max, der Taschendieb«) erlangten die an sich wenig spektakulär, aber durchgängig warmherzig in Szene gesetzten Geschichten um den bayerischen Polizeimeister Alois Huber (Karl Tischlinger) und seinen Berliner Kollegen Herbert »Dammerl« Dambrowski (Wilmut Borell) schnell Kultstatus. Ergänzt durch glänzend besetzte Volksschauspieler wie Fritz Straßner (als Oberamtmann) und Rosi Mayr, Elmar Wepper, Maria Singer oder Helmut Fischer in ihren ersten größeren Rollen wird in diesen bezaubernden Fernsehminiaturen zudem ein Nachkriegsmünchen sichtbar, das es so schon lange nicht mehr gibt und das – wie später auch bei den Staffeln der »Polizei-

Karl Tischlinger in
»Funkstreife Isar 12«
© Eurovideo



inspektion 1« – regelrechte Nostalgieschübe auslöst. Egal ob beim Blick über die Panzerwiese im Norden, in die Mariannenstraße im Zentrum oder in die laute Tegernseer Landstraße in Giesing: Hier ist aus heutiger Sicht noch einmal das urmünchnerische Lebensgefühl einer weiß-blauen, gänzlich sympathischen Isarmetropole ohne Bonzen oder Immobilienhaie erlebbar. Darauf eine Maß – Prost! ||

FUNKSTREIFE ISAR 12 – GESAMTEDITION

35 Episoden auf 6 DVDs
BRD 1960 – 1963 | 762 Min.

»Ich musste mich komplett neu erfinden«

Einst wurde er als vielversprechendes deutsches Regietalent gefeiert. Doch nach dem autobiografischem »Sommersturm«, der Bestseller-adaption »Krabat« und dem Hollywooddebüt »Trade« war erst mal Schluss. Jetzt meldet sich Marco Kreuzpaintner mit »Der Fall Collini« eindrucksvoll zurück.



Marco Kreuzpaintner | © Anne Wilk



Alexandra Maria Lara und Elyas M'Barek in »Der Fall Collini« | © 2018 Constantin Film Verleih GmbH

THOMAS LASSONCZYK

Nach zwei Ausflügen ins Komödienfach mit »Coming In« (2014) und »StadtLandLiebe« (2016) knüpft Marco Kreuzpaintner an jene Werke an, die ihn zu Beginn seiner Karriere ausgezeichnet hatten: einfühlsam erzählte Geschichten wie in »Sommersturm« oder emotional bewegende Literaturadaptionen

wie »Krabat«. Sein neuer Film »Der Fall Collini« basiert auf dem gleichnamigen Bestsellerroman von Ferdinand von Schirach und handelt von einem jungen Anwalt, der gleich bei seinem ersten Fall als Pflichtverteidiger auf ein abscheuliches Naziverbrechen stößt. Der Grund, warum der aus Rosenheim stam-

mende Regisseur diesen Stoff realisieren wollte, war, »weil es zu dem Thema Dreher-Gesetze bis jetzt noch nichts gab. Ich glaube, dass es weiten Teilen unserer Gesellschaft unbekannt ist, dass eine große Anzahl von Naziverbrechern durch ein Gesetz, das der Deutsche Bundestag verabschiedet hat, davongekommen ist. Und als mir diese Unglaublichkeit durch den Roman von Ferdinand von Schirach präsentiert wurde, dachte ich mir, dass man darüber auf alle Fälle etwas machen muss. Außerdem finde ich das Thema im besten Sinne des Wortes moralisch. Und solche Geschichten finden heutzutage im Kino eigentlich gar nicht mehr statt.«

»Der Fall Collini« zählt zu dem Subgenre Gerichtssaaldrama, das eigentlich den US-Amerikanern vorbehalten ist. Man denke nur an Sidney Lumets »Die zwölf Geschworenen«, Alan J. Pakulas »Die Akte« oder Francis Ford Coppolas »Der Regenmacher«. Doch Kreuzpaintner hält dagegen: »Billy Wilder zählt man ja fälschlicherweise auch zu den Amerikanern. Aber er hat als Österreicher mit Marlene Dietrich in der Hauptrolle »Zeugin der Anklage« realisiert, und das ist jetzt nicht so weit weg von unserem Film. Im Übrigen sind die Fälle, die bei uns verhandelt werden, nicht gerade die hochemotionalsten. Aber hier handelt es sich ja um eine Romanverfilmung, in der das Thema Dreher auch fiktional hochdramatisch aufgearbeitet wird.« Apropos: Drama. Die Hauptrolle des Anwalts Caspar verkörpert ausgerechnet Elyas M'Barek, der bis dato seine größten Erfolge im federleichten Komödienfach feiern konnte, siehe »Türkisch für Anfänger«, siehe »Männerhort«, siehe die »Fack Ju Göhte«-Trilogie. Doch mit dem Wagnis, einen Darsteller gegen den Strich zu besetzen, kann der Regisseur, der am 11. März seinen 42. Geburtstag feierte, sehr gut leben: »Es ist doch das Tollste, wenn man Menschen in Bereichen sieht, in denen man sie bisher noch nicht gekannt hat. Dieses Schubladendenken müsste man doch eigentlich aufbrechen. Aber darin sind wir in Deutschland nicht gerade die Könige. Von daher war ich von der Aufgabe begeistert, sich mit jemandem, der bisher mehr im Komödienfach unterwegs war, auf unbekanntes Terrain zu begeben. Und ich hoffe sehr, dass Elias auch von der Presse für das gewürdigt wird, was er hier geleistet hat. Denn er ist nicht nur hochprofessionell, sondern auch wahnsinnig schlau und hochtalentiert.«

Kreuzpaintner studierte in Salzburg zunächst Kunstgeschichte, doch das war mehr ein Alibi, parallel dazu realisierte er schon Kurzfilme, um 2002 dann mit »Ganz und gar« seinen ersten abendfüllenden Spielfilm zu drehen. »An dieser Stelle muss man auch einmal sagen, dass es Viola Jäger und Molly von Fürstenberg von Olga Film waren, die mir die Chance für meinen ersten Kinofilm gegeben

haben. Denn Kurzfilme sind das eine, aber das Risiko zu übernehmen und jemandem die Regie für ein Feature-Filmdebüt zu geben, ist noch einmal etwas völlig was anderes.« In seinen Lehrjahren traf er auf Filmemacher wie Peter Lilienthal oder Edgar Reitz. Ihnen durfte er als Assistent über die Schulter schauen. Dabei kam Kreuzpaintner auch indirekt mit Stanley Kubrick in Berührung. Vom britischen Meisterregisseur kursiert die Anekdote, dass dieser im Vorfeld eines Filmstarts die Kinos in Deutschland höchstpersönlich auf deren technische Tauglichkeit getestet habe: »Davon weiß ich nichts, aber ich kann es mir gut vorstellen, nachdem er ja auch bei der Auswahl der Regisseure, die seine Synchronfassungen machen durften, wie zum Beispiel Edgar Reitz bei »Eyes Wide Shut«, sehr penibel war.«

Kreuzpaintner, der selbst am Set ganz genau weiß, was er haben will, aber sonst genau das Gegenteil von penibel ist, setzte 2008 Otfried Preußlers Kultroman »Krabat« um. Danach folgte eine ungewöhnlich lange, sechs Jahre währende künstlerische Pause. Das hatte damit zu tun, dass »Krabat« ziemlich über Budget gegangen ist. Und das hat man mir damals ungerechterweise in die Schuhe geschoben. Die Tatsache, dass er 2008 einer der erfolgreichsten deutschen Filme des Jahres war, war dann für die andere Waagschale nicht genug, um das auszugleichen.« Ein Jahr davor hatte der hochtalentierteste Regisseur noch sein US-Debüt mit »Trade – Willkommen in Amerika« inszeniert und schien auf dem besten Wege, internationale Karriere zu machen: »Ich bin mit 27 nach Amerika, habe dort »Trade« gedreht, wurde von Roland Emmerich, der immer noch einer meiner besten Freunde ist, protegirt ... Das sind Dinge, für die du hierzulande nicht unbedingt gefeiert wirst. Das ruft Neider, Gegenkräfte hervor. Daraufhin musste ich mich komplett neu erfinden.« Das ist Kreuzpaintner inzwischen auf ganzer Linie gelungen. Längst macht er nicht nur Kino und Fernsehen, er probiert sich auch auf anderen Plattformen aus, zuletzt mit der in Berlin angesiedelten Amazon-Krimiserie »Beat«. Dazu meint er abschließend: »Das war ein absolutes Wunschprojekt. Ob Kino oder Fernsehen, letzten Endes ist mir das Format total egal. Die Frage ist doch: Kann man etwas realisieren, was bisher noch nie oder schon lange nicht mehr gemacht wurde? Und fordert es mich heraus? Und das war sowohl bei »Beat« als auch bei »Der Fall Collini« der Fall.«

Anzeige

MÜNCHENER KAMMERORCHESTER — 11.4.2019, PRINZREGENTENTHEATER, 20 UHR
 DER GESAMTE ERLÖS DES KONZERTS KOMMT DER MÜNCHNER AIDS-HILFE ZUGUTE
 WWW.M-K-O.EU

MÜNCHENER KAMMERORCHESTER

13. MÜNCHENER AIDS-KONZERT

RÖSCHMANN · LEONSKAJA
 JUSSEN · SOLTANI · SCHULDT

ECT Bayerische Staatsministerin für Wissenschaft und Kunst Landeskulturamt München Kulturreferat bezirk oberbayern BR KLASSIK

DER FALL COLLINI

Deutschland 2019 | Regie: Marco Kreuzpaintner
 Mit: Elyas M'Barek, Alexandra Maria Lara, Heiner Lauterbach | **Kinostart: 18. April**

Ich, van Gogh

Wenn Künstler Filme über Künstler machen, drängt sich manchmal der Verdacht auf, der Filmemacher erzählt mehr von sich selbst als von seinem Sujet.

CHRISTIANE PFAU

Wie viel Julian Schnabel steckt in seinem Film über Vincent van Gogh? Welcher Blick ist es, den Schnabel dem Zuschauer aufdrängt? Die zappelige Handkamera verursacht leichte Seekrankheit, auch wenn man nicht in der ersten Reihe sitzt. Wenn sie sich beruhigt, seufzt man innerlich erleichtert auf, bis es wieder losgeht. Das hat System: Wenn van Gogh querfeldein durch die Natur rennt, ist das Bild regelrecht hysterisiert beweglich. Sobald er vor der Leinwand sitzt, findet die Perspektive des Künstlers ihren Fokus. Das hat man schnell verstanden, was Schnabel dem Zuschauer aber offenbar nicht zutraut. Also zieht sich der Wechsel aus Zappelbild, Ruhemomenten und verschwommenen, zerlaufenden Aufnahmen in unregelmäßigen Intervallen durch den gesamten Film, untermalt von einer dickflüssigen, viel zu dominanten Klaviermusik. So viel zu dem Pathos, mit dem von dem Maler, der sich das Ohr abschnitt und dessen Sonnenblumen jedes Kind kennt, erzählt wird. Dabei sollte man nicht annehmen, dass der Film eine Biografie des Malers abbildet. Eher waren die Dreharbeiten wohl eine Art rauschhafter Van-Gogh-Workshop: Schnabel verschmolz quasi ideell mit van Gogh, Dafoe nahm Malunterricht bei

Schnabel, um zu erleben, wie sich ein Gefühl materialisiert und wie sich der Pinsel in der Hand und auf der Leinwand anfühlt, und Benoît Delhomme lief mit der Kamera in Van-Gogh-Kleidung über die Felder. Schnabel schrieb van Goghs Geschichte, abgesehen von den verbürgten Fakten, nach seinem Gusto mehr oder weniger neu, als »Ode an den künstlerischen Geist«. Dem Regisseur ging es vor allem darum, die Abläufe des Malens zu zeigen, den Prozess, wie aus zunächst scheinbar chaotisch gesetzten Pinselstrichen ein plastisches Bild wird. Manche Textpassagen stammen aus Büchern und Briefen, weite Strecken sind jedoch frei erfunden, wie die Dialoge zwischen Gauguin und van Gogh über Maltechniken und philosophische Betrachtungen. Was den Film allerdings tatsächlich sehenswert macht, ist die Riege der Schauspieler, die Schnabel aufführt: allen voran Willem Dafoe, der mit seinem unfassbar narrativen Gesicht das Genie übersetzt. Alles ist da zu sehen: die Freude und die Verzweiflung gegenüber seinem Freund Paul Gauguin (Oscar Isaac), die kindliche Zuneigung zu seinem Bruder Théo (nach »Homeland« kaum wiederzuerkennen: Rupert Friend), die glückliche Faszination beim Blick in die Natur.



Willem Dafoe (Vincent van Gogh) malt Doktor Paul Gachet (Mathieu Amalric) | © Foto: DCM

Dafoes zerfurchte Visage ist selbst schon eine Landschaft, die es sich zu studieren lohnt, und dazu hat man bei den vielen Nahaufnahmen ausreichend Gelegenheit.

Wer kein Kunsthistoriker ist, wird sich schwertun, »echte« Van-Gogh-Kommentare und Schnabels Fantasie zu trennen. Damit zwingt der Maler-Regisseur seinem Sujet Haltungen auf, die man in ihrer kitschigen Banalität so nicht unbedingt mit van Gogh in Verbindung bringen möchte. Aber wer weiß? Vielleicht sind sie ja tatsächlich von ihm. Diese Ungewissheit hat einen unangenehmen Nachgeschmack. Man braucht einen klaren Gestus beim Malen, lässt Schnabel van Gogh sagen. Zweifellos behauptet Schnabel diesen

Gestus auch für sich selbst, ertränkt ihn jedoch in der narzisstischen Sehnsucht, doch lieber einen Film über sich selbst zu drehen. Ich, van Gogh – so hätte der Film auch heißen können. ||

VAN GOGH – AN DER SCHWELLE ZUR EWIGKEIT

Schweiz, Irland, Großbritannien, Frankreich, USA, 2018 | Regie: Julian Schnabel
Mit: Willem Dafoe, Rupert Friend, Mads Mikkelsen, Oscar Isaac, Mathieu Amalric, Emmanuelle Seigner u. a. | 111 Minuten
Kinostart: 18. April



Still aus »Bildbuch« | © Casa Azul Films-Ecran Noir

Bilderstürmer

Mit 88 Jahren ist Godard nicht minder wütend als einst. Das zeigt er in seinem neuen Filmessay »Bildbuch«.

MATTHIAS PFEIFFER

Er hat das Kino reformiert, beerdigt und wieder neu zusammengesetzt. Wenn es um den Einfluss Jean-Luc Godards geht, kann man gar nicht weit genug ausholen. Mit seinem neuen Film »Bildbuch« schuf er nun eine vertrackte Collage unserer Vergangenheit und Gegenwart.

Im Endeffekt begibt er sich auf kein neues Terrain. Er verbindet unterschiedlichste Filmausschnitte, Nachrichtenmaterial, Kunst und Musik zu einem flirrenden Essay, der nicht immer Zeit zum Fertigassoziieren lässt. Dieses Konzept kennt man bereits aus mehreren seiner Spätwerke, wie seinem Opus magnum »Geschichte(n) des Kinos«. Lässt man das aber beiseite, ist »Bildbuch« immer noch ein unglaublich faszinierendes Werk. »Vertigo« prallt auf »Die 120 Tage von Sodom«, Scott Walker auf Bach, Tyrannen auf Terroristen. Godard erzählt die Geschichte des Films, der Kunst und letztendlich der modernen Welt. Und mit der ist er alles andere als zufrieden. »Alle wollen Könige sein, aber niemand mehr Faust«, sagt er da aus dem Off. Er legt den Fin-

ger in jede Wunde, tritt in jede Richtung, lässt dem Zuschauer aber auch keine Chance, sich selbstzufrieden auf der richtigen Seite zu wähen. Dazu fordert sein Film zu stark, vieles ist uneindeutig oder erschließt sich erst nach längerem Resümieren. »Bildbuch« ist auf visueller wie auch auf intellektueller Ebene ein nicht zu bändigender Sturm.

Wenn man bedenkt, dass Godard bereits 88 Jahre alt ist, liegt es nahe, dass wir es hier vielleicht mit seinem letzten Werk zu tun haben. Diese Ahnung unterstreicht er selbst am Ende mit einem Hustenanfall aus dem Off. Sollte das wirklich zur traurigen Wahrheit werden, hat er sich selbst mit »Bildbuch« noch mal ein Denkmal errichtet, als einer der revolutionärsten, eigensinnigsten und auch streitbarsten Filmkünstler unserer Zeit. ||

BILDBUCH

Experimentalfilm | Frankreich 2019
Regie: Jean-Luc Godard | 94 Minuten
Kinostart: 4. April

Anzeige

RESI UNTER STROM!

NUR NOCH BIS ZUM

19. MAI

**RESIDENZ
THEATER**

IM RESIDENZTHEATER

LYRIK

KASSENSTURZ

Jetzt gehts ans Konto, an das Eingemachte.
 Ich krieg die Krise, weil der Weltkreis krachte.
 Wo ist nun unser Mut? das Aufbegehren?
 Ihr zogt zuhauf und ließt die Seele reisen
 Und wart das Volk. Jetzt soll ich Volker heißen
 Und meinen Witz von unsrer Schwachheit nähren
 Und Widerstand im Warenhaus bewähren.
 Das ganze Leben warfen wir inn Handel
 Wir glauben gerne, daß es sich verwandel
 Die Seelenarbeit für den Mindestlohn.
 Was sind wir noch zum Schein, was sind wir schon?
 Ein Bettelvolk. Ich sags auch mir zum Hohn.

VOLKER BRAUN

© Suhrkamp Verlag 2016 | mit freundlicher Genehmigung

Am 7. Mai wird Volker Braun achtzig. So wuchs sein Leben aus einer anderen Zeit: 1945 starb sein Vater im Krieg, wurde die Heimatstadt Dresden zerstört. Wegen Unterernährung brachte ihn 1948 ein Rotkreuz-Transport in die Schweiz. Nach dem Abitur arbeitete er 1957 in Dresden in einer Druckerei, war dann als Tiefbauarbeiter im Gaskombinat Schwarze Pumpe tätig, wo Braunkohle in Gaswerken, Kokereien, Brikkettfabriken und Heizkraftwerken verwertet wurde. Machte einen Facharbeiterlehrgang als Maschinist für Tagebaugroßgeräte, wechselte als Maschinist und Schmieder zum Tagebau Burghammer – und wurde Autor. Die Gedichte, die er als Arbeiter und während des Philosophiestudiums in Leipzig schrieb, erschienen 1965: »Provokationen für mich«. Auch die späteren Titelformulierungen sind schöne Ausrufezeichen. Braun wurde Mitarbeiter am Berliner Ensemble und zu einem der wichtigsten Dramatiker und Erzähler der DDR. Das Ergebnis von deren Ende kommentierte er in grimmiger Lakonie: »Da bin ich noch: mein Land geht in den Westen. / KRIEG DEN HÜTTEN FRIEDE DEN PALÄSTEN. / Ich selber habe ihm den Tritt versetzt. / Es wirft sich weg und seine magre Zierde. / Dem Winter folgt der Sommer der Begierde. / Und ich kann bleiben wo der Pfeffer wächst. / Und unverständlich wird mein ganzer Text. [...] Auch sein letzter Gedichtband versammelt Zeitkommentare zu einem Jahrzehnt des Crashes und der Krisen, mit denen der Dichter sich nicht abfinden will. Am 28. Mai ist Volker Braun in München zu Gast. ||

tb

»DIE VERLAGERUNG DES GEHEIMEN PUNKTES.« EIN ABEND FÜR UND MIT VOLKER BRAUN

Tukan-Kreis in der Seidvilla | Nikolaipl. 1b | **28. Mai**
 19.30 Uhr | Moderation: Eberhard Falcke | Tickets: 089 1290677
 www.seidvilla.de

VOLKER BRAUN: HANDBIBLIOTHEK DER UNBEHAUSTEN. NEUE GEDICHTE

Suhrkamp | 2016 | 109 Seiten | 20 Euro

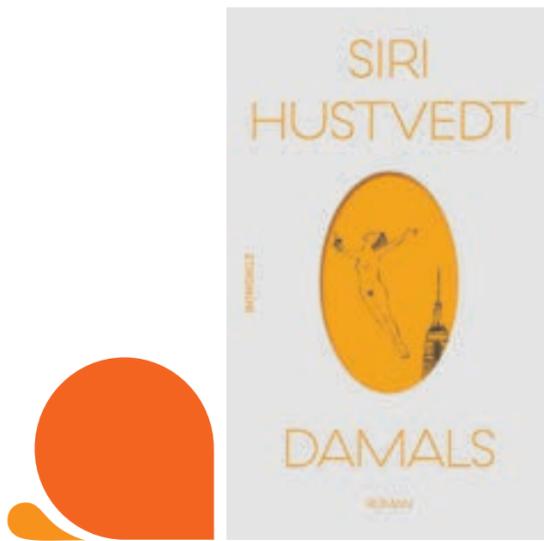
Anzeige

FAIRNESS, NACHHALTIGKEIT, BASISDEMOKRATIE

**GEMEINWOHL
 ÖKONOMIE** Ein Wirtschaftsmodell mit Zukunft

Ulenspiegel Druck

Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG
 Birkenstraße 3 · 82346 Andechs
 Telefon 08157/99759-0
 mail@ulenspigeldruck.de
 www.ulenspigeldruck.de



Siri Hustvedt ist für ihre Romane weltberühmt. Nun erscheinen gleich zwei Bücher von ihr. Neben dem Erzählwerk »Damals« legt die New Yorker Autorin auch einen lesenswerten Non-Fiction-Band vor. Beide Bücher verhandeln unter anderem drängende geschlechterpolitische Fragen. Am 12. April ist die Schriftstellerin an der LMU zu Gast.

»Man braucht sein volles Bewusstsein, um wütend zu werden«

CHRIS SCHINKE

Im New York der späten Siebziger geht es ein bisschen anders zu als heute, bei Siri Hustvedt klingt das so: »Vergessen wir nicht, dass New York damals gefährlich war, eine Stadt der Messer und Schusswaffen, der Kakerlaken, Ratten und aufgetürmten Müllberge, aber es war eine Stadt, die vor Ideen sprühte, und Ideen formen unsere Wahrnehmung und unsere Erinnerung. Hässlich war damals schön.« In »Damals« folgt unsere junge, aus der Provinz des Mittleren Westens stammende Heldin dem Ruf dieser schäbigen und zugleich flirrenden Metropole am Hudson, um in ihr zur Schriftstellerin und Intellektuellen zu reifen. Ihre Initialen lauten S.H. Sie teilt sie mit der Schöpferin dieses semifiktionalen Romans, Siri Hustvedt. Die heute 64-jährige Autorin ist bereits seit mehr als 30 Jahren im Literaturgeschäft und legt mit »Damals« ihren achten Roman vor. Er führt sie und ihre Protagonistin zurück in die eigene Jugend und in eine Zeit, in der es gilt, sich als junge Frau zu behaupten. Vor allem gegenüber ihren männlichen Zeitgenossen, auch und vor allem im Intellektuellenmilieu. Ein frühes Trauma scheint sich hier fortzusetzen. Bereits als kleines Mädchen ist S.H. bildungsbegeistert und lernt die Einträge der Medizinlexika ihres Arztvaters auswendig. Der bescheinigt seiner Tochter: »Oh, du wirst mal eine gute Krankenschwester werden.« Ihren Schmerz über die Herabsetzung wird die Protagonistin dieses Buchs ihr Leben lang – bis zum Tod ihres Vaters – nicht loswerden. Aber sie beschließt schon früh: »Ich werde mich über dich hinaus lesen, Vater. Ich werde lesen, lesen und noch mal lesen.« Auch die Männer, denen S.H. in ihrem späteren Leben begegnet, werden ihr häufig mit einer Mischung aus Ignoranz und Verachtung begegnen, immer dann, wenn ihre Kommilitonen unerwünschte Impulsreferate zu Themen halten, in denen sie weitaus besser bewandert ist als sie, oder dann, wenn sie ihr bei ihrer eigenen Rede zuverlässig sein Wort fallen. »Die Herren sind sich dessen, was sie tun und sagen, nicht immer bewusst. Die Geschichte ihrer Überlegenheit ist ihnen in Fleisch und Blut übergegangen, in jede einzelne Zelle eingeschrieben.«

Anspruchsvolle Konstruktion

Der Roman »Damals« entfaltet sich auf drei Erzählebenen. Von einer aus spricht – mit kleinen, aber entscheidenden biografischen Abweichungen – die »reale« Schriftstellerin Siri Hustvedt aus dem Jahr 2017 zu uns. Im Haus ihrer Mutter findet sie die Tagebuchaufzeichnungen ihres jüngeren Selbst, das wiederum damit befasst ist, im selbst gewählten Großstadttexil einen erzähltheoretisch hochtrabenden Detektivroman zu verfassen. Denn passenderweise teilt die junge Heldin des Romans nicht nur ihre Initialen mit der berühmten zukünftigen Schriftstellerin, sondern auch mit denen des Meisterdetektivs und Zeichenlesers Sherlock Holmes. Diese Ebenen verschwimmen noch weiter, als S.H. beginnt, in detektivischer Manier dem Familiengeheimnis ihrer mysteriösen Nachbarin Lucy nachzuspüren.

Auch für geneigte Leser ergeben sich angesichts dieser literarisch anspruchsvollen Konstruktion doch einige Herausforderungen. Und nicht durchgängig erweist sich dieses Bauprinzip des Romans als tragfähig, steht der ständige Perspektivenwechsel dem Fortschreiten der Handlung doch immer wieder im Weg. Ihre große Stärke zeigt die Erzählerin Hustvedt aber einmal mehr an der Nahtstelle von Roman und Essayistik, die auch ihre früheren Arbeiten auszeichnet, genau dann, wenn sie den mentalen Vorgang des Erinnerens zunehmend selbst in den Fokus ihrer Untersuchung rückt. »Sagen Sie mir«,

heißt es an einer Stelle, »wo die Erinnerung endet und die Erfindung beginnt?«

Von der Fiktion zur Nonfiction

Siri Hustvedt beschäftigt sich nämlich nicht nur aus schriftstellerischer Perspektive mit der Funktionsweise unseres Gedächtnisvermögens, sondern auch aus wissenschaftlich-philosophischer. Wie ernst ihr diese Auseinandersetzung ist, zeigt ihr parallel zum Roman erscheinender Essayband »Eine Frau schaut auf Männer, die auf Frauen schauen«. Sie versammelt darin ein breites Spektrum an Texten, die der Literaturwissenschaft, der Philosophie des Geistes und der Kognitionsforschung entstammen. Unter anderem geht Hustvedt darin der Frage nach, warum Frauen sowohl Bücher von Frauen als auch Männern lesen, männliche Leser jedoch die Tendenz haben, vorwiegend Bücher von Geschlechtsgenossen zu rezipieren. Der Schriftsteller Karl Ove Knausgaard hat an der Stelle des Bandes einen besonders unrühmlich-exemplarischen Auftritt. Bei einem gemeinsamen Panel mit der Schriftstellerin äußert er auf die Frage, warum in seinem voluminösen Memoiren-Projekt bei Nennung Dutzender männlicher Referenzgrößen lediglich eine einzige Frau zitiert werde (nämlich Julia Kristeva): »Keine Konkurrenz.«

Bis ans Äußerste belesen

»Man braucht sein volles Bewusstsein, um wütend zu werden«, schreibt Hustvedt in ihrem Roman »Damals«. Der Satz könnte auch das leitende Motto ihrer Aufsatzsammlung sein. Informiert und bis ans Äußerste belesen geht die Autorin unter anderem den wissenschaftstheoretischen Grundlagen der Neurowissenschaften nach, die in ihrem Deutungsanspruch unser Bild vom Menschen teilweise vorschnell und gesellschaftlich unhinterfragt prägen. Ebenso eindrücklich gerät ihr Ausflug in psychiatrische Gefilde, Hustvedt arbeitete einst als Creative-Writing-Lehrerin in einer Klinik für psychotisch Erkrankte. Ihre Erfahrungen dort bringen sie zu der Einsicht, dass auch die Psychiatrie dringend ihre philosophischen Grundlagen erforschen müsse.

Praktische Erfahrungswerte und theoretische Höhenflüge sind bei Siri Hustvedt also kein Widerspruch. Um das Leben in seinen Facetten wahrnehmen zu können, gelte es, mittels Lektüre ein verfeinertes Bewusstsein zu kultivieren. Siri Hustvedts Bücher eignen sich für ein solches Unternehmen ganz hervorragend. ||

SIRI HUSTVEDT: DAMALS

Aus dem Englischen von Uli Aumüller und Grete Osterwald
 Rowohlt, 2019 | 448 Seiten | 19,99 Euro

EINE FRAU SCHAUT AUF MÄNNER, DIE AUF FRAUEN SCHAUEN.

Essays über Kunst, Geschichte und Geist
 Aus dem Englischen von Uli Aumüller und Grete Osterwald
 Rowohlt, 2019 | 26 Euro

AUTORENLESUNG

LMU, Große Aula | 12. April | 20 Uhr | Moderation Susanne Becker (ZDF) | Dt. Lesung: Lisa Wagner | Eintritt 16/10 Euro (Karten unter reservix oder 089 29193427)

Der Briefwechsel zwischen Hanne Trautwein und Hermann Lenz ist ein faszinierendes Dokument einer Liebe und der Kraft von Kunst.

FLORIAN WELLE

»Liebes Fräulein Trautwein« – »Lieber Herr Lenz!«; »Liebe Hanne« – »Lieber Hermann!«; »Lieber, reizender Kitz« – »Liebes, reizendes Säule«. Wüsste man nicht, in welcher Zeit sich Hanne Trautwein und Hermann Lenz jahrelang geschrieben haben, man könnte allein anhand der immer zärtlicher werdenden Anreden die Entstehung einer der sicherlich treuherzigsten Liebesgeschichten der deutschsprachigen Literatur rekonstruieren. Doch ihr Briefwechsel, der nun zum ersten Mal dank der akribischen Editionsleistung von Michael Schwidtal vorliegt, stammt aus den Jahren zwischen 1937 und 1946 und singt daher nicht nur von Liebe, sondern ist darüber hinaus ein bedeutendes Zeugnis des (Über-)Lebenswillens in dunkelster Zeit.

Hanne Trautwein und Hermann Lenz lernen sich am kunsthistorischen Institut in München kennen, da ist sie 22 Jahre alt und er 24. Trautwein ist das, was in der menschenverachtenden

Maria Stepanova begibt sich mit ihrem Buch »Nach dem Gedächtnis« auf die Suche nach der Geschichte ihrer Familie – und landet bei sich selbst.

Sog der Erinnerung



»Das erste Mal, dass ich vermeiden habe, diesen Text zu schreiben, liegt gut dreißig Jahre zurück.« Mit diesem Satz beginnt die russische Dichterin und Essayistin Maria Stepanova eines der frühen Kapitel von »Nach dem Gedächtnis«. Er verweist auf eine Reihe notwendiger Anfänge, der es bedürft haben muss, um das vorliegende Gedächtniskonvolut in seinem Schichtungsprinzip zusammenzutragen. Stepanova erzählt darin die Geschichte ihrer Familie, die auch die Geschichte des 20. Jahrhunderts in Russland ist, mitsamt der dazugehörigen Trau-

mata. Es beginnt alles mit dem Tod ihrer Tante. In ihrem Haus findet die Erzählerin Stepanova Jahrzehnte umfassende Tagebuchaufzeichnungen. Die »Tränen, Trauer um die verfllossene Zeit«, die ihre Tante auf Seiten bannt, lösen bei Stepanova selbst einen allumfassenden Sog des Erinnerns aus, der auch immer eine Verortung in der tagesaktuellen Wirklichkeit ist. Die Gegenwart wird aber erst verständlich – und das wird in »Nach dem Gedächtnis« deutlich –, wenn sie in den Kontext der Vergangenheit eingeordnet wird. Von besonderer Bedeutung ist dieses Unterfangen im postsowjetischen Russland, wo der Erinnerung auch stets zu misstrauen ist, wurde doch persönliche Geschichte nicht selten umgeschrieben oder verschwiegen. Die Erzählerin begibt sich deshalb auf die historischen Fährten ihrer jüdischen Familie und besucht die Orte und Städte, an denen sie gelebt haben. Nicht immer aber begegnen ihr dort die Geister, die sie erwartet.

Maria Stepanovas »Nach dem Gedächtnis« ist ein fulminant gelungenes Buch darüber, wie die Erinnerung funktioniert und was sie von uns will, wenn sie uns heimsucht. Für die Autorin ist sie eine Obsession, die man nicht meiden, sondern – im Gegenteil – sich ihr liebend hingeben soll. || **cs**

MARIA STEPANOVA: NACH DEM GEDÄCHTNIS

Aus dem Russischen von Olga Radetzka | Suhrkamp, 2018
527 Seiten | 24 Euro

Kraft der Fantasie



Nazidiktion »Halbjüdin« hieß. Ihre Mutter ist die Malerin Marie Cohen, der Vater der Mikrobiologe Kurt Trautwein, der schon seit 1934 nicht mehr unterrichten darf. Der gebürtige Stuttgarter Lenz hingegen stammt aus einem kleinbürgerlichen Haushalt, der ihm, der nichts als dichten will, immer fremder zu werden beginnt.

Von Anfang an herrscht ein ganz und gar vertrauter Ton zwischen den Schreibenden, Seelenverwandte par excellence, was sie die Jahre, in denen sie sich so gut wie nie sehen, überstehen lässt. Sie in München, wo sie ausgerechnet Mitarbeiterin des Auktionshauses von Adolf Weinmüller ist – der Auktionator verdient hervorragend an Raubkunst aus jüdischem Besitz –, bis sie gegen Kriegsende zur Zwangsarbeit in einem Straßenbahndepot herangezogen wird. Und er als Soldat, zunächst in Frankreich, später in Russland. Im März 1945 wird Lenz von amerikanischen Soldaten gefangen genommen.

Als er aus der Gefangenschaft zurückkehrt, heiratet das Paar, und Lenz beginnt, sich ganz seinem Werk zu widmen, in dessen Zentrum die neun eigentümlich stillen (autobiografischen) Romane um den Außenseiter Eugen Rapp, Alter Ego des Autors, stehen. Zunächst dichtete Hanne Trautwein ebenfalls, stellte ihre Interessen aber hinten und sicherte ihren Mann mit ihrem Verdienst als Lektorin beim Stuttgarter Klett-Cotta-Verlag finanziell ab. Lenz erhielt zahllose Preise, 1978 etwa den Georg-Büchner-Preis, doch hätte nicht Peter Handke immer wieder auf die Bücher seines hochverehrten Kollegen verwiesen (»schwebende Literatur«), er wäre wohl noch mehr ein writer's writer geblieben, als der er sowieso schon gilt. Hermann Lenz starb 1998 in München, wo das Paar ab 1975 lebte. Hanne folgte ihm 2010 im Alter von 95 Jahren nach.

Der Schriftwechsel umfasst 577 Briefe und Karten, zusammen mit Schwidtals Kommentaren insgesamt mehr als 1000 Seiten stark. Sie geben Einblick u. a. in den Frontalltag, wobei Lenz sein »Kitz« stets zu beruhigen versuchte. Was ganz wört-

lich zu nehmen ist, denn immer wieder beschreibt er den Leerlauf des Soldatenlebens: »Kameradschaft« ist natürlich bloß ein Schwindel der Propagandakompagnie-Journalisten, ich habe davon noch gar nichts gemerkt.« Durch Trautweins Zeilen wiederum kann man erahnen, wie ihr ständig gefährdetes Zivilleben aussah. Nicht zuletzt verdanken wir ihr die ausführlichste Beschreibung der ehemaligen Villa von Thomas Mann in der Poschingerstraße nach dem Bombardement im April 1944, zwei Seiten lang: »Das Entree war verschüttet, die Treppe zu den oberen Stockwerken eingestürzt (...) Ich ging also herum, vielleicht eine halbe Stunde lang oder länger.«

Thomas Mann war einer der Säulenheiligen von Lenz/Trautwein. Andere sind Mörke, Stifter, Hofmannsthal, deren Welt von gestern unablässig beschworen wird: »Ich sehe jetzt schon drei Monate lang nichts anderes als zerschossene Häusermauern«, schreibt Lenz einmal, um fortzufahren: »Aber immer wieder schaue ich in mich hinein, meiner alten Gewohnheit gemäß wie Tonio Kröger (...) Ich lebe dann immer in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg, die ja auch der Kitz gern hat. Immer mehr erscheint mir diese Epoche als die letzte kultivierte (...) Da hätten wir uns wohlgeföhlt, es hätte sich gelohnt zu leben.« Diese rückwärtsgewandten Träumereien mag man schnell konservativ nennen und unter Nostalgieverdacht stellen. Doch sie zeugen ebenso sehr von der unbedingten Kraft der Fantasie. Die Briefe erzählen so eindrücklich von der Liebe zur Literatur als Vademecum in allerschwerster Zeit, weshalb ihr Titel »Das Innere wird durch die äußeren Umstände nicht berührt« besser nicht hätte gewählt werden können. Zuletzt: Wer sich dem Autor jenseits seiner Romane nähern wollte, der musste bislang zu den Frankfurter Vorlesungen von 1986 greifen, wo es heißt: »Mit Hilfe der Fantasie ist es möglich, die Zeit zu überwinden, sie aufzulösen, das Vergangene zum Gegenwärtigen zu machen und umgekehrt.« Der Briefwechsel beglaubigt nun die dort entfaltenen Gedanken auf besondere Weise, indem er uns zu den Ursprüngen der Schreibwerkstatt des Hermann Lenz führt. ||

MICHAEL SCHWIDTAL (HRSG.):

HANNE TRAUTWEIN – HERMANN LENZ.

»DAS INNERE WIRD DURCH DIE ÄUSSEREN UMSTÄNDE NICHT BERÜHRT.«

DER BRIEFWECHSEL 1937–1946

Insel Verlag, 2018 | 1074 Seiten | 48 Euro

Anzeige

ART MUC

Münchens größtes Kunstfestival

**01. - 05. Mai / München
Isarforum & Praterinsel**

www.artmuc.info

MÜNCHNER
AUTOREN | 13

JOSEF RUEDERER

Der gebürtige Münchner Josef Ruederer war ein streitbarer Bayer, der in Leben und Werk kompromisslos auf die Schwächen seiner Umgebung verwies. Beliebt machte ihn dies nicht. »Ich bin kein Mensch für die Masse«, gab er zu. Der Literaturwissenschaftler Werner Ross »würdigte« Ruederer als »Egomanen«, der »ein bayerisch hinterfotziger Intrigant, aber auch ein glänzender Kenner des Milieus« seiner Zeit, der Jahrhundertwende, sei. Josef Anton Heinrich Ruederer wurde am 15. Oktober 1861 in eine wohlhabende Münchner Familie geboren. Der Vater hatte es zum portugiesischen Generalkonsul und Bankchef gebracht, die Mutter stammte von erfolgreichen Bierbrauern ab. Nachlesen kann man die Biografie seiner Vorfahren in der von Ruederer als Tetralogie angelegten Geschichte Münchens von 1800 bis 1848. Allerdings konnte er nur den ersten Band vollenden, der posthum unter dem Titel »Das Erwachen« erschien.

Josef Ruederer besuchte das Wilhelmsgymnasium bis zur mittleren Reife, volontierte bei der Bayerischen Handelsbank und einer Bank in Mailand und absolvierte nach der Militärzeit in Coburg eine kaufmännische Lehre. Für ihn wichtiger war, dass er dort Elisabeth Gazert begegnete, die er später gegen den Willen seines Vaters heiratete. Zunächst aber studierte er in Berlin Nationalökonomie – das jedenfalls dachte der Vater. In Wirklichkeit hörte er Vorlesungen bei Heinrich von Treitschke und Theodor Mommsen, der 1902 den Literaturnobelpreis erhielt, oder bei dem Germanisten Wilhelm Scherer. Erste literarische Versuche nach historischen Ereignissen entstammen dieser Zeit. Seine unternehmerischen Versuche allerdings endeten in der Insolvenz,



Josef Ruederer
Quelle: Bayerische
Staatsbibliothek /
Bildarchiv

und Ruederer blieb finanziell von seinem Vater abhängig. Er beschloss, Schriftsteller zu werden.

Selbstbewusst betrat Ruederer die Münchner Literaturszene als »noch nicht beglaubigter Schriftsteller« in der »Gesellschaft für modernes Leben«, die 1890 von Michael Georg Conrad, dem Wortführer der Naturalisten in München, sowie Otto Julius Bierbaum und Detlev von Liliencron gegründet worden war. Gedichtet und vor allem getrunken wurde im Café »Isarlust« auf der Praterinsel. Drei Jahre später ging die Gesellschaft wieder ein, und Ruederer gründete eine eigene Gesellschaft, von Oskar Panizza spöttisch als »Nebenregierung« bezeichnet. Eine Bezeichnung, die Ruederer sicher mit Stolz erfüllte, Hauptsache Regierung. Zu ihr gehörten etwa sein Malerfreund Lovis Corinth sowie der Dichter Max Halbe.

Nach ersten lyrischen Versuchen begann Ruederer mit einem Paukenschlag: »Ein Verrückter. Kampf und Ende eines Lehrers«. Die Geschichte des Scheiterns eines Volksschullehrers in und an der Provinz. Wie in all seinen Romanen und Theaterstücken gibt es keinen Helden, nicht einmal einen Antihelden, mit dem sich der Leser identifizieren könnte oder wollte. Auf diesen ersten, von Kritikern wie Publikum erfolgreich aufgenommenen Roman folgte die Komödie »Die Fahnenweihe«, die das bayerisch-ländliche Spezlwesen anprangerte, das uns bis heute nicht gänzlich fremd sein dürfte. Erstmals aufgeführt wurde das Stück 1898 in Privataufführungen durch den akademisch-dramatischen Verein in Berlin. So ließ sich die Zensur umschiffen. Ein Jahr später gehörte es im Münchner Gärtnerplatztheater zum Repertoire.

An die Erfolge dieser Frühwerke konnte Ruederer nicht mehr anknüpfen, obwohl seine Erzählungen wie die »Wallfahrer-, Maler- und Mördergeschichten« oder die Novelle »Das Grab des Herrn Schefbeck« mit ihrem bissigen Humor bis heute lesenswert sind. Zur Eröffnung des Prinzregententheaters 1901 schrieb er »Auf drehbarer Bühne«, ein »Festspiel mit Musik und Gesang«. Sein derbes Theaterstück über die Revolution von 1848 und Lola Montez mit dem Titel »Die Morgenröte« verboten die Wittelsbacher – erst nach dem Tod von Prinzregent Luitpold durfte es in München gezeigt werden. Um wenigstens die eigenen Werke an der Zensur vorbeizujonglieren, war Ruederer langjähriges Mitglied des Zensurbeirates. Seinen späten Werken, etwa der Tragödie über den »Schmied von Kochel« oder dem Einakter »Prinz Dschem« war kein Erfolg beschieden. Als leidenschaftlicher Bergsteiger und Wanderer schrieb Ruederer für Münchner Zeitungen über Erstbesteigungen und berichtete über seine Reisen nach Italien, Frankreich, Algerien und Marokko.

Nach dem Tod seiner Eltern erbt er das Vermögen und war ab 1907 – endlich – finanziell unabhängig. Er residierte in einem stattlichen Haus an der Maria-Theresia-Straße in Bogenhausen und besaß einen Landsitz in Oberammergau. Dem Ersten Weltkrieg begegnete er im Gegensatz zu vielen seiner Schriftstellerkollegen, bei denen der Hurratriotismus durchging, von Beginn an mit großer Skepsis. Am 20. Oktober 1915, mit Mitte fünfzig, starb er an einem Nierenleiden.

ULRICH KIRSTEIN

»Mein Freund, du fragst, warum ich singe?«

Ein Ständchen der besonderen Art zum 200. Geburtstag Theodor Fontanes: seine Gedichte als Songs vertont und eingespielt von Reinhardt Repkes »Club der toten Dichter«.

FLORIAN WELLE

Leise hebt das Akkordeon an. Dann tritt allmählich ein gezupfter Bass hinzu, eine Gitarre. Schließlich die ausdrucksstarke Stimme von Katharina Franck, die dem bedachtsam voranschreitenden lyrischen Ich ihre Stimme schenkt: »Die Menschen kümmerten mich nicht viel / Eigen war mein Weg und Ziel ... So und nicht anders / So und nicht anders.« Hier behauptet ein Mensch unbeirrt sein Leben – ein Gedicht, verwandelt zu einem vor Intensität knisternden Song. »So und nicht anders« bildet das Entree zu dem Album »Theodor Fontane neu vertont« von »Reinhardt Repkes Club der toten Dichter«. Von der ersten Sekunde an ist man eingenommen und will die kommenden 45 Minuten gebannt Zeile um Zeile, Strophe um Strophe, Gedicht um Gedicht hören.

Es mangelt wahrlich nicht an Publikationen zum 200. Geburtstag des großen Dichters. Da sind die dickleibigen Sachbücher, von Iwan-Michelangelo D'Apriles »Fontane. Ein Jahrhundert in Bewegung« bis Regina Dieterles »Theodor Fontane. Biografie«. Und da sind die Wiederauflage von Gert Westphals grandiosen Romanlesungen sowie die »Theodor Fontane Hörspiel-Edition« bei DAV. Doch die wohl schönste Beschäftigung mit dem Werk des sozialpsychologischen Realisten dürften die Interpretationen Reinhardt Repkes sein. Denn sie zeigen Fontane und dessen Gedichte und Balladen von einer ganz neuen Seite. Nämlich, so unerhört das klingen mag, als Popsongs. Man kann, ja man will sogar diesen Vertonungen, deren Basis zumeist das Akkordeonspiel von Cathrin Pfeifer ist, auch einfach mal nebenbei lauschen, beim Kochen oder beim Abwaschen etwa. Eben wie bei einem zeitgenössischen Musikalbum. Nur dass die Texte, u.a. »Mein Herz«, »Überlass es der Zeit« und »Alles still«, wesentlich tiefgängiger, nachdenklicher sind als das allermeiste, was man sonst vorgesetzt bekommt.

Für Reinhardt Repke, Komponist und Gründer des »Clubs der toten Dichter«, ist Fontane bereits der sechste Schriftsteller, den er auf seine eigene musikalische Weise auslotet. Es begann vor über einem Jahrzehnt mit Heine, gefolgt von Wilhelm Busch, Rilke, Schiller, Bukowski. Bei Letzterem war der Schauspieler Peter Lohmeyer mit von der Partie. Die Musikerin, Rainbirds-Sängerin und Hörspielmacherin Katharina Franck



leiht Repke nach dem Rilke-Album bereits zum zweiten Mal ihre Stimme, singt, spricht, ja rappt fast bei »Herr von Ribbeck auf Ribbeck«.

»Mein Freund, du fragst, warum ich singe?« heißt die erste Zeile von »Auch ein Herzenstrost«, gefolgt von der Antwort: »Ich singe, nun, ich singe, singe – Mir macht einmal das Singen Spaß.« Damit dürften alle Fragen nach dem Grund der Kooperation geklärt sein. Sieht man einmal davon ab, dass Franck seit Jahren in der Nähe von Neuruppin lebt. Also tief im Fontaneland verwurzelt ist. Auch Repke selbst gibt ab und an den Chansonnier. Höhepunkt des Albums: die berühmte Ballade von John Maynard. Sie kommt hier als dreiteiliger, sich langsam entfaltender hochdramatischer Liederzyklus oder, wie die Band selbst es nennt, als »Maynard-Suite« daher. Der »Club der toten Dichter« ist mit dem Fontane-Material ganzjährig auch live unterwegs. ||

REINHARDT REPKES CLUB DER TOTEN DICHTER: SO UND NICHT ANDERS. THEODOR FONTANE NEU VERTONT Argon Hörbuch, 2019 | Mit Katharina Franck | 1 CD, Laufzeit 45 Min. | 16,95 Euro

Anzeige

theater
akademie
august
everding

DIE ROTE REPUBLIK
Ein dokumentarisches Theaterstück

3.-11. APRIL UND 14./15. JUNI 2019
AKADEMIETHEATER

INFO & TICKETS
TEL. 089 21 85 19 70
WWW.THEATERAKADEMIE.DE

Hochschule
für Musik und Theater
München

25
Jahre

Die Graphic Novel »Am liebsten mag ich Monster« bricht mit Konventionen – ein irritierend spannender Blick auf das Genre.

RALF DOMBROWSKI

Dieses Buch ist ungewöhnlich, denn es verstößt einerseits gegen Regeln, die es aber auf der anderen Seite einhält. »Am liebsten mag ich Monster« ist uneinheitlich gezeichnet, umfassend durchgeformte Bilder wechseln mit skizzenhaften Passagen, mal farbig, mal schwarz-weiß, wenn auch überwiegend mit Kugelstiften gezeichnet. Manches ist grafisch linear erzählt, dann wieder werden assoziative Einzelbilder kontrastiert, Assoziationen wechseln mit Realismus, Brutalität trifft auf Naivität, Plakatives auf fein Differenziertes. Und diese Uneinheitlichkeit setzt sich im Plot fort. Zunächst einmal erzählt das Buch von der zehnjährigen Karen Reyes, die im Chicago der späten Sechziger aufwächst und in vorpubertärer Verwirrung mit sich und der Welt nicht im Reinen ist. Sie wäre gerne ein Monster, wird auch konsequent mit grüffeloartigen Hauern gezeichnet, muss sich aber in einer Welt bewähren, die zwischen Gemeinheit, Zerbrechlichkeit und Gewalt changiert.

Im Laufe von mehr als 400 Seiten Skizzenbuch durchläuft sie einen Wandlungsprozess, der sie, fortwährend konterkariert durch imaginierte Monstergeschichten, zu einer Karen Spade werden lässt, die im Trenchcoat den Mord an ihrer Nachbarin aufzuklären versucht. Zwischenzeitlich entwickelt sich »Am liebsten mag ich Monster« literarisch mehr zu einer Novel, wenn etwa die Vorgeschichte der Nachbarin als Jüdin im Nazideutschland als klassische Binnenerzählung angelegt wird. Dann aber werden die einzelnen Stränge von Vergangenheit, Gegenwart und Imagination wieder durchbrochen und mal neben- mal gegeneinander gesetzt. Narrative Zielgerichtetheit und das Aufblenden fantastischer punktueller Optionen greifen ineinander, und das macht es nicht einfach, der Geschichte zu folgen, die mit dem ersten umfangreichen Band auch noch nicht abgeschlossen ist. Es sorgt dafür, dass Emil Ferris bereits mit ihrem Erstling in der Szene für einigen Wirbel sorgt.

Denn die Graphic Novel wurde schon mehrfach ausgezeichnet, mit dem Ignatz Award (2017), dem Eisner Award (2018) oder auch dem »Grand prix de la critique ACBD« (2019). Und sie ist auch mit Blick auf die Autorin etwas Besonderes. Emil Ferris ist 1962 geboren, Künstlerin, Zeichnerin, Spielzeug-Designerin. Sie stammt wie ihre Protagonistin aus Chicago, gibt zu Protokoll, in ihrer Kindheit und Jugend ähnliche Kämpfe der Sozialisation durchgestanden zu haben, bis hin zu der Frage, ob sie wirklich Mädchen sein will. Darüber hinaus entstand das Buch von 2001 über lange Phasen einer halbseitigen Lähmung hinweg, die sich Ferris durch einen Moskito-Stich eingefangen hatte und die ihren Zeichenstil entsprechen geprägt hat. Es wurde insgesamt 48 Mal von Verlagen abgelehnt, eine erste Auflage ging nach einer Insolvenz verloren – das ganze Programm der Hindernisse also, das eine Publikation überhaupt begleiten kann. Nimmt man nun noch die Tatsache hinzu, dass das Comic-Business überwiegend jungmännlich geprägt ist, dann überschreitet »Am liebsten mag ich Monster« so ziemlich alle Grenzen, die innerhalb des Genres möglich sind. Damit aber könnte es der Anfang einer optischen Erzählkultur sein, die wirklich etwas Neues bringt. ||



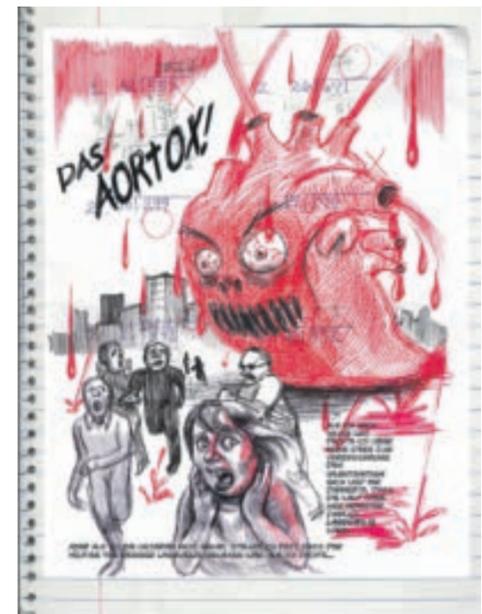
EMIL FERRIS: AM LIEBSTEN MAG ICH MONSTER

Übersetzt von Torsten Hempelt | Panini Verlag, 2018 | 420 Seiten 39 Euro

Welt im Spiegel



© Emil Ferris, Panini Verlag 2018 (5)



|| VORMERKEN! ||

10. Mai

COMICBAR: JAN BACHMANN »MÜHSAM, ANARCHIST IN ANFÜHRUNGSSTRICHEN«

Monacensia im Hildebrandhaus | Forum Atelier | 19 Uhr | mit Jan Bachmann, Laura Mokrohs und Barbara Yelin | Eintritt frei

Die nächste Veranstaltung in der Reihe ComicBar, in der die Münchner Zeichnerin Barbara Yelin internationale Comic- und Grafikkünstlerinnen und -Künstler vorstellt, widmet sich am 10. Mai der im Münchner Feuilleton bereits vorgestellten Graphic Novel »Mühsam, Anarchist in Führungsstrichen« von Jan Bachmann (Edition Moderne, 19 Euro).

IMPRESSUM

Herausgeber

Münchner Feuilleton UG (haftungsbeschränkt)
Breisacher Straße 4 | 81667 München | Tel.: 089 48920970
info@muenchner-feuilleton.de | www.muenchner-feuilleton.de

Im Gedenken an Helmut Lesch und Klaus v. Welser.

Projektleitung | V.i.S.d.P.

Christiane Pfau
Geschäftsführung Ulrich Rogun, Christiane Pfau **Vertrieb** Ulrich Rogun
Druckabwicklung Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG | www.ulenspiegeldruck.de
Gestaltung | Layout | Illustrationen Sylvie Bohnet, Susanne Gumplich, Monika Huber, Jürgen Katzenberger, Uta Pihan, Anja Wesner
Redaktion Thomas Betz, Ralf Dombrowski, Gisela Fichtl, Gabriella Lorenz, Chris Schinke, Christiane Wechselberger

Autoren dieser Ausgabe Thomas Betz (tb), Ralf Dombrowski (rd), Gisela Fichtl (gf), Eva-Elisabeth Fischer (eef), Karl-Peter Fürst (kpf), Petra Hallmayer (ph), Simon Hauck (sha), Klaus Kalchschmid (kk), Frank Kaltenbach (fk), Thomas Kiefer (tki), Ulrich Kirstein (uk), Horst Konietzny (hok), Thomas Lassonczyk (lta), Sabine Leucht (sl), Gabriella Lorenz (lo), Hannes S. Macher (hsm), Julie Metzendorf (jum), Jochen Paul (jp), Wolf-Dieter Peter (wdp), Christiane Pfau (cp), Matthias Pfeiffer (mat), Chris Schinke (cs), Anna Schürmer (ans), Klaus von Seckendorff (kvs), Erika Wäcker-Babnik (ew), Dirk Wagner (dw), Christiane Wechselberger (cw), Florian Welle (fw)

Online-Redaktion Matthias Pfeiffer

Mit Autorennamen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors wieder und müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber widerspiegeln.

Auflage 25 000

Das Münchner Feuilleton im Abonnement

jährlich 11 Ausgaben, Doppelnummer August/September
Abo-Preis: 35 Euro, Abo-Bestellung: Tel. 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de oder direkt über www.muenchner-feuilleton.de

Individuelle Unterstützung

Sie können das Münchner Feuilleton auch durch Überweisung eines individuellen Betrags auf unser Konto (Stichwort »individuelle Zahlung«) unterstützen. Herzlichen Dank!

Bankverbindung

Münchner Feuilleton UG | IBAN: DE59 4306 0967 8237 5358 00
GLS Bank: GENODEM1GLS

Gendergerechte Sprache: Wir arbeiten konsequent flexibel und richten uns in unseren Texten selbstverständlich an alle Geschlechter, auch wenn entsprechende Markierungen nicht überall auftauchen.

So, 7.4. und Sa, 4.5.

THEATERDISKURS

AKA: NYX UND PANODRAMA:
»100 JAHRE 100 WEGE 100 LEUTE –
DEMOKRATIEMODELLE«

7.4., Reenactment 1 | Bayern LB | Brienner Str. 18
18.00 | Eintritt frei, limitierte Teilnehmerzahl
Anmeldung: info@aka-nyx.de
4.5., Reenactment 2: »Giesinger Schlachten«,
Giesinger Bahnhof | www.aka-nyx.de

Die Theaterkollektive AKA:NYX aus München (Doro Schroeder) und PanoDrama aus Budapest (Anna Lengyel) untersuchen mit dem Projekt »100 Jahre 100 Wege 100 Leute – Demokratiemodelle« die Aufbruchstimmung, die vor 100 Jahren in Ungarn wie in Bayern herrschte. Am 7.4. stellen Susanne Schroeder, Raphael Westermeyer und Manuel Boecker nach, wie die Münchner vor 100 Jahren die Bayerische Räterepublik ausriefen. Am 4.5. findet mit dem Reenactment 2, »Giesinger Schlachten«, die Räterepublik ihr Ende: Nach rhetorischen und taktischen Schulungen spielen die Teilnehmer nach, wie Giesing bis zuletzt die Fahne hochhält.

Di, 9.4.

VORTRAG | CHRISTIAN METZ:
»SUPER BÜCHER, SUPER LESER,
SUPERMARKT«

Bayerische Akademie der Schönen Künste
19.00 | Max-Joseph-Platz 3 | Eintritt frei, Platz-
kartenvergabe eine Stunde vor Beginn am
Residenz-Haupteingang | komplettes Programm:
www.badsk.de

In dieser Vortragsreihe machen sich Philosophen und Kulturwissenschaftler über Kriterien Gedanken, wie der ideelle Wert der Kunst bestimmt werden kann. Der Literaturwissenschaftler und -kritiker Christian Metz beschreibt heute die aktuelle Situation der Literaturkritik und nach welchen Kriterien diese die Literatur »valorisiert« und setzt der Behauptung des akuten Leserschwunds die These entgegen, dass der Literatur die Nicht-Leser abhanden kommen. Was Folgen für die Literaturbranche hat, aber andere als den bislang angenommenen Wertverlust.

Di, 9.4. bis Do, 11.4.

THEATER | THEATERAKADEMIE &
CHRISTINE UMPFENBACH:
»DIE ROTE REPUBLIK«

Akademietheater Mitte | Prinzregentenplatz 12
19.30 | www.theaterakademie.de | auch am 14.6.
und 15.6., 19.30

Die Münchner Regisseurin Christine Umpfenbach hat mit Studierenden des Studiengangs Schauspiel ein dokumentarisches Theaterstück über Fragen entwickelt, die sich direkt aus dem Leben der Beteiligten speisen und dabei Brücken in die Zeit vor 100 Jahren schlagen. Inspiriert von den Biographien revolutionärer Persönlichkeiten der Bayerischen Räterepublik wie Ernst Toller, Hilde Kramer, Lida Heymann u. a. wird deutlich, dass sich die Zeiten zwar verändert, existentielle Aspekte aber bis heute nichts an Brisanz verloren haben: Wie positioniert man sich heute als Künstler? Wofür macht man Theater? Wofür lebt und kämpft man?

Di, 9.4.

MUSIK & FILM
FLIMMERKAMMER #5: »NERVEN«

Kammerspiele, Kammer 1 | Maximilianstr. 26
20.30 | www.muenchner-kammerspiele.de

Vor 100 Jahren, inmitten der Wirren der Münchner Räterepublik, drehte Regisseur Robert Reinert den Stummfilm »NERVEN«, der radikal expressiv, mit einer für die damalige Zeit ungewöhnlich schnellen Bildabfolge nachzeichnet, was Krieg und Hunger im Menschen auslösen. Das Filmmuseum München hat die fragmentarischen Kopien rekonstruiert. Im Rahmen der Stummfilm-

konzertreihe »Flimmerkammer« spielt das Jewish Chamber Orchestra Munich (JCOM) die neue Filmmusik zu »Nerven«, die der junge Münchner Komponist Richard Ruzicka geschrieben hat, heute als Uraufführung. Musikalische Leitung: Daniel Grossmann

Mi, 10.4.

MUSIK | SUSANNE SEIMEL:
»SEND IN THE CLOWNS«

Salon Pitzelberger | Gärtnerplatz 3 | 20.00
www.salon-pitzelberger.de

Im Untergrund des frisch herausgeputzten Gärtnerplatztheaters befindet sich eine Bar, in der man nicht nur angenehm trinken kann: Heute geht Susanne Seimel, Solistin in »My Fair Lady«, »Im weißen Rössl« und »Tschitti Tschitti Bäng Bäng«, auf Tuchfühlung mit dem Publikum. Im Rahmen der Liederabend-Reihe interpretiert sie u. a. Songs aus Musicals der Broadway-Legende Stephen Sondheim, wie »Into the Woods«, »Gypsy«, »A Little Night Music« und aus dem »Oscar«-prämierten Soundtrack zu »Dick Tracy«. Am Piano: Anke Schwabe

Do, 11.4.

GESPRÄCH | »VERKLÄRUNG
ODER VERDRÄNGUNG?«

Monacensia im Hildebrandhaus | 19.00
Maria-Theresia-Str. 23 | Anmeldung:
monacensia.programm@muenchen.de

Vielleicht eine der wichtigsten Veranstaltungen im Jubiläumsrausch: Ferdinand Kramer (Bayerische Geschichte und Vergleichende Landesgeschichte, Ludwig-Maximilians-Universität) und Wolfgang Niess (Historiker und Autor) diskutieren mit dem Moderator Bernhard Grau (Direktor des Bayerischen Hauptstaatsarchivs München) über die Schwierigkeiten im Umgang mit der (bayerischen) Revolution heute: Begeisterungstürme hat das 100-jährige Jubiläum der Demokratie in Bayern und Deutschland nicht wirklich ausgelöst. Die Bundes- und Landespolitik tut sich nicht leicht mit deren revolutionären Anfängen im Jahr 1918, und auch viele Bürger wissen wenig damit anzufangen. Für andere wiederum geht von den Akteuren der Revolution eine große Faszination aus, wobei nicht selten ein verklärender Blick die kritisch-historische Perspektive ersetzt. Wie kann ein angemessener Umgang mit diesem ebenso bedeutsamen wie sperrigen Kapitel bayerischer und deutscher Geschichte aussehen?

Do, 11.4.

LESUNG & GESPRÄCH | THOMAS
BERNHARD – HAB UND GUT

Literatur Moths | 19.30 | Rumfordstr. 23
Anmeldung: 089 2916 1326, moths@li-mo.com
www.li-mo.com

Über Thomas Bernhard wurde wohl schon alles gesagt. Aber Barbara Vinken, Professorin und »begehrteste Instanz für nonchalant-akademische Eleganzkompetenz« (lt. Regina Moths) hat doch noch ein neues Thema gefunden, nämlich »Das Refugium des Dichters«. Sie ist Mitautorin des Buchs von André Heller, in dem er Experten versammelt, die auf eigenwillige Weise Bernhards Leidenschaft zur Wohnraum-Inszenierung als »Denk- und Schreibkerker« nachspüren. Welches Verhältnis hatte der Provokateur zu Mode- und Stilfragen?

Sa, 13.4.

LESUNG MIT MUSIK
»ROTES BAYERN – ES LEBE DER
FREISTAAT!«

Volkstheater | 19.30 | Brienner Str. 50
Tickets: www.muenchner-volkstheater.de

Im November 1918 wurden in Bayern die Wittelsbacher verscheucht und der Freistaat Bayern ausgerufen. Dass dieser Freistaat

ausgerechnet von dem Sozialisten Kurt Eisner proklamiert wurde, wird gerne unter den Tisch gekehrt. Gert Heidenreich, Gisela Schneeberger, Bernhard Butz, Johanna Bittenbinder, Heinz-Josef Braun, Hans Well, Sarah Well, Tabea Well, Jonas Well und Lukas Berk erinnern an die historischen Ereignisse.

So, 14.4.

GESPRÄCH | CARPET DIEM:
»GEWEBTES LICHT«

Museum Fünf Kontinente
16.00 | Maximilianstr. 42
www.museum-fuenf-kontinente.de

Wenn man dieses Museum betritt, begegnet man solch geheimnisvollen Worten, dass man sofort losfahren will: Elburs-Gebirge, Kaspisches Meer, Damavand, zoroastrische Legenden, Mazandaran. Was das alles miteinander zu tun hat, erfährt man, wenn man Werner Weber zuhört, der als ausgewiesener Teppichspezialist die Muster und Farben von Kelims deutet. Die Frauen von Mazandaran weben Textilien, die wie »gewebtes Licht« wirken. Weber erzählt von Ursprung und Bedeutung dieser Teppiche und ihrer Verbundenheit mit der sie umgebenden Kultur und Landschaft.

So, 14.4.

FILM | ETTLICH & LUSZNAT:
»DIE HOHENZOLLERNSTRASSE«

Heppel & Ettlich | 18.00 | Feilitzschstr. 12
www.heppel-ettlich.de

Wolfgang Ettlich und Hans-Albrecht Luszkat haben 15 Jahre lang, von 2003 bis 2018, die Hohenzollernstraße in Schwabing beobachtet und das Leben zwischen Klamotten, Schuhen und Cafés dokumentiert. Der erste Spaziergang mit der Kamera führte den Zuschauer durch Geschäfte, Cafés, Hinterhöfe und Privatwohnungen, und durch alte, noch ansässige Familienbetriebe. Zehn Jahre später unternahm das Team denselben Spaziergang. Viele Läden waren verschwunden. 2018 machten sich Ettlich und Luszkat erneut auf den Weg. Der Wandel dieser Straße zeigt, wie sich der Charme einer Straße proportional zu steigenden Mieten verändert.

Di, 16.4.

MUSIK | MASAKO OHTA:
»IN DIALOGUES ... POETRY ALBUM«

Schwere Reiter | 20.00 | Dachauer Str. 114
www.schwerereiter.de

Die Pianistin Masako Ohta spielt ein musikalisches Poesiealbum voller tönender Liebesgedichte: Mit »Poetry Album« stellt sie Werke von György Kurtág, François Couperin, Johannes Brahms, Clara Schumann, J.S. Bach, Arvo Pärt, Maurice Ravel, Toru Takemitsu, Ludwig van Beethoven und Robert Schumann vor. Dabei spielt sie nicht nur die vorgegebenen Notationen, sondern interpretiert sie auf sehr eigene Art. Denn erst beim Improvisieren tritt sie in einen Dialog mit den Komponisten und erzeugt Musik, die im Moment lebt.

Fr, 26.4. und Sa, 27.4.

KABARETT | THOMAS MAURER:
»ZUKUNFT«

Münchner Lach- und Schießgesellschaft
20.00, Einlass 18.30 | Haimhauserstr./Ecke Ursula-
straße | www.lachundschuess.de

Das einzig Sichere an der Zukunft ist, dass sie so oder so kommen wird. Dass sie immer ganz schnell wieder vorbei ist, ist ein eigenartiges Paradoxon. Thomas Maurer, eine der Speerspitzen des österreichischen Kabarett, wird, das kann man mit einiger Sicherheit vorhersagen, auf der Bühne sowohl virtuell wie auch physisch anwesend sein und sein Publikum in eine Welt zwischen selbstfahrenden Autos und selbstdenkenden Rechnern, künstlichen Sphären und realen Problemen mitnehmen. Er garantiert: Sie werden begeistert gewesen sein.

So, 28.4.

MUSIKALISCHE LESUNG
»SCHIEF INS LEBEN GEBAUT«

Mohr-Villa | 20.00 | Situlistr. 73 | www.mohr-villa.de

1903 eröffnet die Traunsteiner Wirtin Kathi Kobus in der Münchner Türkenstraße 57 die Künstlerkneipe »Simplicissimus«. Mit ihr ziehen auch ihre Stammgäste Frank Wedekind, Olaf Gulbransson und andere im Dunstkreis der gleichnamigen Satirezeitschrift in das neue Lokal ein. Der mittellose Schriftsteller und Maler Ringelnatz verdient hier jeden Abend seinen Unterhalt mit dem Vortrag von Turn-, Tier- und Seemannsgedichten. Anna Sutyagina und Robert Gregor Kühn erwecken das Verhältnis zwischen Dichter und Wirtin musikalisch-poetisch zu neuem Leben.

Di, 30.4.

LESUNG MIT MUSIK
»KLÄRUNG DER FRONTEN«

Bar Riffraff | 20.00 | Tegernseer Landstr. 96
www.oskarmariagraf.de

In der Reihe »Uns kann nur die Revolution retten« nach einem Zitat von Oskar Maria Graf lesen Oliver Leeb und Katrin Sorko Passagen aus Grafs Werk, in denen er die verschiedenen Positionen der revolutionären Lager beschreibt und Einblicke in die Arbeit und Ansätze der Münchner Räterepubliken liefert. Musikalisch werden sie von Josef Eder, Maxi Pongratz, Simon Ackermann und Stefan Straubinger begleitet.

Mi, 1.5. bis So, 5.5.

KUNSTAKTION
»KUNST GEHT BADEN«

Freibad Greifenberg
facebook: Freischwimmer - Kunst geht Baden

Vier Becken, fünf Tage, 20 Räume, 40 Künstler: Das ehemalige Warmbad Greifenberg wird zum Schauplatz für Installationen, Performances, Konzerte und Ausstellungen. Künstler aus der Fünf-Seen-Region, aus dem Lechraun und aus München – darunter der Bildhauer Josef Lang, die Installationskünstlerin Cornelia Rapp, der Maler Axel Wagner, der Plastiker Andreas Kloker, der Maler Janos Fischer, der Multimediakünstler Peter Dietz, die Textilkünstlerin Angelika Hoegerl und der Maler Stefan Wehmeier sowie Mitglieder der Herrschinger Künstlergruppe »Einbauschrank«, nehmen mit diesem Projekt gemeinsam mit den Besuchern Abschied von dem beliebten Freibad, das 1972 seinen Betrieb aufnahm und in diesem Frühsommer abgerissen werden soll. Kein Grund zu langer Trauer: Ein neues Bad ist schon in Planung.

Do, 2.5.

VORTRAG
»KICK OFF TO THE MOON«

Einstein 28 | 19.00 | Einsteinstr. 28
Kursnr. I313001 | Tickets: Abendkasse oder
www.mvhs.de/offene-akademie
www.mvhs.de/mondlandung

Vor 50 Jahren, am 21. Juli 1969, betraten die ersten Menschen den Mond. Harald Lesch, Professor am Lehrstuhl für Astronomie und Astrophysik der LMU und die Astrophysikerin Cecilia Scorza zeichnen den langen Weg zum Mond nach und berichten von den Folgen der Landung. Der Abend bildet den Auftakt zur Reihe »Countdown to the moon« mit 12 Vorträgen und Veranstaltungen in der Münchner Volkshochschule, im Deutschen Museum und in den Sternwarten. Der Blick zum Mond wird schon nach dem Kick-off ein anderer sein!